



Illustriertes Familienblatt. \* Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(11. Fortsetzung.)

Theos Chef, Hans Dittrich, war ein sehr possierliches Herrchen. Er war klein und fett, und trotzdem er erst etwa dreißig Jahre zählte, besaß er kaum ein Haar mehr auf dem Kopf. Er ging stets nach der neuesten Mode gekleidet, war immer „wie aus der Pelle geschält“ und hielt überhaupt sehr viel auf Außerlichkeiten.

Vielleicht hatte ihm lediglich aus diesem Grunde die Empfehlung zugesagt, die der Teilhaber der Firma, Rittmeister a. D. von Gneitsch, seinem ehemaligen Zögling und Kameraden mit auf den Weg gegeben hatte. Dittrich war als Mensch und Staatsbürger sehr liberal und fortschrittlich gesinnt, der Adel imponierte ihm durchaus nicht, wie er oft versicherte; aber als Geschäftsmann erblickte er doch einen gewissen Vorteil in dem Umstand, daß man einen Herrn mit so feudalem Namen, mit dem Baronstitel und sonstigen nach außen hin glänzenden Eigenschaften als Agenten in die Firma bekam.

Es war für Theo von Gamp, der Sinn für Humor hatte, stets eine Quelle des Vergnügens, seinen drolligen kleinen Chef zu beobachten. Dittrich bemühte sich sichtlich, eine Wolke von Noblesse um sich zu verbreiten. Sein größter Kummer war's wohl, daß er keine Gardeerscheinung besaß, so wie z. B. sein Kompagnon oder wie die neueste Errungenschaft des Hauses: sein schlanker, sehniger, schneidiger Vertreter. Dittrich erschien im Bureau nicht anders als in einem modernen Tailleurrock, der langschößig war und offen getragen wurde, sogar ohne Knöpfe. Dazu trieb er einen großen Aufwand in Phantasiesteifen und überraschend farbenprächtigen Schlipsen. Sein gemüthlicher Dialekt beeinträchtigte den von ihm angestrebten modernsecessionistischen Eindruck ebenso wie seine rundlich behäbige Erscheinung mit dem glatten Kegelfeltpopf und der drolligen Miniaturnahe, die ein wenig aufgestülpt und leicht gerötet war. Wenn er mit dem jungen Baron oder mit seinem Teilhaber Gneitsch sprach, so war er immer bemüht, sich möglichst korrekt hochdeutsch auszudrücken. Im Geschäftseifer fiel er dann aber meistens wieder in seine gewohnte Mundart zurück.

Theo hatte Welt- und Menschenkenntnis, er war praktisch, er hatte in englischen Diensten vor allem das eine gelernt, was seinem Chef abging: die Ruhe bei geschäftlichen Verhandlungen. Hier, wo eine reiche Firma hinter ihm stand, fühlte er auch Sicherheit genug, um seine leichten, flotten Talente spielen zu lassen.

Ursprünglich war seine Stellung nicht anders als die eines Reisenden gedacht gewesen. Dittrich fand aber bald, daß er eine sprachgewandte Kraft wie die des Barons noch viel vorteilhafter in seinem Frankfurter Kontor verwenden konnte.

„Wisse Se, 's ischt mir net von weger dem, daß ich net mit denne Leut schwäbe kenne dhät, wie sich's gehört. Ich hab' moir' Cicero und moir' Lafontaine auf der Schul' g'habt wie oins — bloß, mer verschwitz halt all des Zeigs. Aber wisse Se, es alteriert mich e so, mich mit dere Gesellschaft abzuplage, ich hab' e viel zu foine Konstitutionohn fürs G'schäft.“

Anfang Juni war der Rittmeister von Gneitsch mit seinem Hausstand nach Frankfurt übergesiedelt. Er fand den jungen Gamp schon ganz mollig im Geschäft eingearbeitet vor.

Bald überzeugte er sich, daß der Griff, den er getan hatte, wirklich sehr glücklich gewesen war.

Dittrich hatte große technische Fähigkeiten, auch kaufmännisch war er gut unterrichtet; aber der Umstand, daß zu Lebzeiten seines Vaters, der die Fabrik aus winzigen Anfängen innerhalb eines Jahrzehnts zu so stattlicher Bedeutung emporgebracht hatte, niemand neben ihm auch nur ein Wort hatte sagen dürfen, war für die praktische Entwicklung des jetzigen Chefs nicht günstig gewesen.

Als Theo seinem Protektor in drolliger Offenheit schilderte, in welcher Weise Dittrich ihm den Vorschlag gemacht hatte, die Vertretung bei den Kaufs- und Verkaufsabchlüssen, bei den Verhandlungen mit den Kunden und den Lieferanten zu übernehmen, lachte Gneitsch herzlich mit. „Das ist mein ganzer Hans Dittrich. „Es alteriert mich e so!“ Er hat nämlich 'ne Hundeangst, der Bengel, so oft er mit 'nem Fremden reden soll.“

Die Arbeit innerhalb der Firma verteilte sich so in den nächsten Monaten auch ganz vortrefflich, und zwar sinngemäß nach den verfügbaren Talenten. Die Oberaufsicht in der Fabrik versah Dittrich. Der war dort ganz an seinem Platze. Das Nächste war frühmorgens bei seinem Eintreffen auf dem Fabrikgrundstück stets, daß er sich sofort seines unbequemen Biedermeierrocks entledigte und, so kurz und dick er war, mit geradezu erstaunlicher Gewandtheit bis in die letzten Winkel der Werkstätten und Lager und des Maschinenraums kroch. Herr von Gneitsch teilte sich mit dem Buchhalter in die Rechnungsführung und beaufsichtigte die Korrespondenz. Theo

von Gamp aber war bald „Hans Dampf in allen Gassen“. Er besaß eine nette, offene, natürliche Art; die Weltreisen — unter wie erbärmlichen Verhältnissen er sie auch ausgeführt hatte — waren seiner allgemeinen Bildung zugute gekommen, und was Dittrich an ihm so ehrlich bewunderte, verfehlte den Eindruck auch auf keinen anderen, der mit dem Vertreter des Hauses persönlich verhandelte: Theo von Gamp verriet in Ton und Haltung stets und ständig den geborenen Aristokraten, ohne auch nur im geringsten anspruchsvoll zu wirken. Die „gute Kinderstube“, die er genossen hatte, die stramme Kadetten-erziehung, die forschende Rennreiterzeit — das Beste von alledem war ihm bis auf heute geblieben, auch die Elendstage draußen hatten es nicht verwischen können. Und so kam's, daß alle Welt gern mit ihm zu tun hatte.

Zu einem gesellschaftlichen Verkehr zwischen dem Rittmeister und seinem Schützling war es noch nicht gekommen. Frau von Gneitsch, die Tochter des Bankiers Simon, der der erste Geldgeber des alten Dittrich gewesen war, mußte ihrer Kränklichkeit wegen sehr zurückgezogen leben. Sie hatte durch ein schweres Leiden äußerlich stark verloren; ehemals, das bewiesen noch ein paar Bilder, die Gamp im Privatkontor des Rittmeisters sah, mußte sie eine blendende Schönheit gewesen sein. Hans Dittrich meinte es auch. „Vielleicht norr e bißche zu alttestamentarisch,“ sagte er einmal zu Gamp. „Sez — für moir' G'schmack wär si ja nir' g'wese. Ich mag bloß die blonde Mädchen loide, die aber arg.“

Gegen den jungen Baron hatte Frau von Gneitsch anfänglich eine gewisse Abneigung zu überwinden gehabt. Auf irgend einem Bazar in Berlin war sie gelegentlich flüchtig mit seiner geschiedenen Frau bekannt geworden. Im Anschluß daran hatte sie eine Freundin nach den Scheidungsgründen gefragt, und da war ihr die Lethelgeschichte mit vielerlei für Gamp recht belästigenden Einzelheiten aufgetischt worden.

Sie war daher gar nicht damit einverstanden gewesen, daß ihr Mann seinem Teilhaber den ehemaligen Kameraden empfohlen hatte. Sie war es auch, die ihn im Verlauf des Sommers immer wieder davor warnte, Gamp zu einer Vertrauensstellung zuzulassen.

Eine gewisse Unschlauheit bemächtigte sich des bis dahin seiner Sache durchaus sicheren Rittmeisters erst, als die paar Zeitungsmeldungen die peinliche Pedigreegeschichte wieder aufzurollen begannen.

Seine Frau hatte gelegentlich auch mit Dittrich über ihre Besorgnisse gesprochen. „Mit meinem Mann ist schon ein paarmal das gute Herz durchgegangen,“ sagte sie. „Immer hat er Kameraden oder alten guten Freunden, denen es schlecht ging, helfen wollen. Er hat nicht viel Freude daran erlebt. Ich wundere mich, daß er sich noch einmal hat beschwären lassen.“

Gneitsch wurde ärgerlich, als er davon hörte, daß hinter seinem Rücken „konspiriert“ worden war.

„Vertrauensstellung hat er ja nicht. Wenigstens nicht so, daß für uns irgend eine Gefahr vorhanden wäre. Er tut seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit — und tut noch ein übriges, denn er läßt sich keine Mühe verdrießen, ist immer mobil, dabei bescheiden, lebenswürdig, und die Kunden verhandeln mit ihm am liebsten. — Was habt ihr also gegen ihn? Glaubt ihr, er wird sich heimlich Prozente geben lassen wie der Agent Krause?“

Nein, das wollten sie nicht gesagt haben. Dittrich schon gar nicht. Bester Beweis für Gamps Ehrlichkeit war ja der Umstand, daß er noch keinen einzigen Verkauf anders als zum vollen Originalpreis der Fabrik abgeschlossen hatte.

„Ich gebe ja zu, ich bin mit meiner Menschenkenntnis ein paarmal eßlig ringschliddert. Aber Theo Gamp — mein Himmel, den kannt' ich doch schon, als er noch auf Kadettenschule war. Ich bin drei Jahre lang sein Erzieher gewesen. Und dann später auf Reitschule in Hannover!“

Seine Frau fand nicht, daß dies irgendwelche Sicherheit böte.

„Na ja, ob man nicht morgen selbst einen Mord begehen wird, das kann man ja heute nicht wissen, wo die Umstände noch normal sind. Machen Sie nicht gleich so'n entsetztes Gesicht, teuerster Dittrich! Aber so gut man überhaupt für einen Menschen bürgen kann, so gut bürgen ich für ihn.“

„Moralisch!“ schaltete seine Frau, die eine gute Rechnerin war, lächelnd ein.

„Selbstverständlich nur moralisch,“ bestätigte er lachend, indem er Dittrich auf die Schulter klopfte.

„Na — aber wenn Sie jez doch sage, Herr Rittmeister, Sie hawwen en von Koinauf beobacht't . . .“

„Ich mußt' ihm damals den Tod seiner Mutter mitteilen. Er war auf Quarta, wenn ich mich recht entsinne. Die jungen Herren von elf, zwölf Jahren lassen's einander auf Kadettenschule ja nicht gern merken, wenn sie noch viel für die zu Hause übrig haben. Das gilt unter den kleinen Junkern für unmannlich. Der Gamp war nach außen hin ebenso. Aber ein Herz dabei — wie Wachs. Ich sag' euch, wie ich den Bengel auf meinem Zimmer hatte und so Aug' in Aug' mit ihm sprach: daß Nachricht von seinen Leuten da wäre und er seiner Mutter wegen heimmühte . . . Nein, nein, nein, Kinder, den Ausdruck von dem armen Burschen vergeß' ich in meinem Leben nicht . . . Er jah mich nur an, sagte kein Wort, aber wie das arme, gequälte Herz in dem strammen, braunen Burschen aufschrie, und wie doch der ganze junge Soldat aufrecht vor mir stehen blieb und mich anquakte mit den großen, klaren, hellen, wissenden Augen, aus denen es heiß niedertropfte . . . Nein, nein, laßt mal, der Gamp ist nie schlecht gewesen. Jedenfalls ist er besser als sein Ruf.“

Ein andermal erzählte der Rittmeister einen netten Zug von Gamp als jungem Reiterleutnant, aus der Hannoveraner Zeit, und wieder ein andermal entsann er sich verschiedener Reden in Kameradenkreisen, nach seinem Zusammenbruch. Es war auch nicht einer unter ihnen, der daran gezwweifelt hätte, daß nicht er, sondern Sirt von Soter der eigentliche Urheber des Betrugs gewesen war.

„Gamp war in solchen Dingen ein großes Kind. Da zerter wohl sein Schwiegervater von der einen Seite — Schulden waren da — verliebt war er in das Weib ganz wahninnig — na, er taperte eben in sein Unglück hinein, ohne auch nur eine rechte Vorstellung von der Sache zu haben. Das ist meine felsenfeste Überzeugung.“

„Hast du ihn denn nicht einmal angehalten, dir die Sache von seinem Standpunkt aus zu schildern?“ fragte seine Frau, etwas nachdenklicher werdend.

„Warum? Alles wird er wohl doch nicht sagen. Das täte kein Mensch. Ich tät's auch nicht. Und schließlich: wenn er mir nun auch wirklich eine Generalbeichte ablegte, ganz frank und frei, was hülfte es ihm und mir und euch? Würdet ihr's ihm etwa glauben?“

Sie schwiegen.

„Na, sag' doch mal, rein akademisch gefragt —“ wandte er sich direkt an seine Frau. „Würdest du's ihm glauben?“

„Nein!“ erwiderte sie ruhig.

„Hm. Und Sie, Dittrich?“

Der zuckte die Achsel. „Ich weiß net,“ gestand er kleinlaut. „Na also!“ Der Rittmeister lachte. „Warum dann erli große Verhöre anstellen?“

Aber seitdem der Zeitungsartikel erschienen war, ließ es ihm selber keine Ruhe mehr. Sein Urteil über den jungen Gamp ward davon ja nicht im mindesten beeinflusst. Rein psychologisch interessierte es ihn, mit seinem ehemaligen Kadettenschüler einmal offen darüber zu sprechen.

Es traf sich gelegentlich, daß er abends für ein paar Stunden Strohwitwer war. Man hatte mit den Vorarbeiten für die Einrichtung einiger Filialen — mit Luxemburg und Kopenhagen stand die Firma bereits in Unterhandlung — viel zu tun. Vor 9 Uhr konnte Gneitsch das Bureau selten verlassen. Seine Frau war im Theater, um die „Meisterfinger“ zu hören. Erst nach halb Zwölf war die Oper zu Ende.

Da begleitete er denn den jungen Gamp ein Stück Wegs. Schließlich ging er noch mit ihm auf seine „Bude“.

Theo hatte ein beschcheidenes Quartier genommen, um zunächst einmal seine Finanzen in Ordnung zu bringen. Er genierte sich ein wenig vor dem Rittmeister, der durch seine steinreiche Frau zu fast fürstlichem Luxus gelangt war. Gneitsch hatten im schönsten Teil von Frankfurt, am Rand der Anlagen vor dem Opernhaus, eine der pompösen Villen inne.

Der Rittmeister tat ihm den Gefallen, die beiden kleinen Hofzimmer „urgemütlich“ zu finden.

„Nun ja,“ sagte Theo lächelnd, „Notquartier ist immer noch besser als Bimaf.“

Der Vergleich aus dem Männerleben traf bei ihm wirklich zu. Seit Jahren hatte er eigentlich immer nur „bimafiert“, während seiner Karawanenführerzeit in Cookschen Diensten in Syrien auch oft genug im wahren Sinn des Wortes wochenlang ein aufreibendes Zeltleben geführt.

Heute ergab sich für Theo die erste Gelegenheit, sich für die Flasche Wein und die Zigarre zu revanchieren, die Gneitsch ihm in Berlin angeboten hatte — die paar kleinen Aufmerksamkeiten, durch die sich der damals Schiffbrüchige wieder „unter die Zivilisierten“ aufgenommen gefühlt hatte.

Der Rittmeister hatte auf dem gebrechlichen Sofa Platz genommen und sprach von Tagesgeschäften. Theo war noch etwas unbehilflich in seiner Rolle als Gastgeber. Einen Dienstboten besaß die Wirtin nicht, sie war deshalb selbst nach der nächsten Weinhandlung gelaufen. Theo bangte es insgeheim ein wenig vor dem Ergebnis ihres Einkaufs.

„Sie machen ja so 'ne verzeifelte Miene, Gamp. Was ist Ihnen?“ unterbrach Gneitsch das Thema.

Nachdem gestand er nun: „Es könnte nämlich sein, daß die Alte Vorsehung spielen will — und gegen meine Weisung spart!“

Die Situation fand Gneitsch äußerst amüsant. Sie erinnerte ihn an irgend eine Burschenaneddote, die er zum besten gab. Als die beiden Flaschen Rheinwein endlich anlangten, prüften sie beide mit humoristischem Mißtrauen Marke und Korlenbrand.

„All right!“ meinte dann der Rittmeister. Und sie stießen an und tranken.

Das Fenster stand auf. Um die Petroleumlampe, die nur einen kleinen Lichtkreis auf den mit roter Decke und weißem Häfeltuch bedeckten Sofatisch zeichnete, spielten die Rücken. Es war recht heiß im Zimmer.

Über das Dach des Vorderhauses drang der Lärm der Straßenbahnwagen. Nachdem sie von den Rücken ein paar mal gestochen worden waren, schlug Gneitsch vor, die Lampe auszudrehen. Es war ihm auch zu heiß auf dem Sofa geworden, er setzte sich also in den kurz wippenden alten Schaukelstuhl am Fenster. Beide hatten sich Zigarren angezündet. Da nun bald auch das Licht in den gegenüberliegenden Küchenfenstern jenseit des Hofes erlosch, ward es so finster im Zimmer, daß die brennenden Zigarren beim Raucheinziehen fast die einzigen Lichtquellen blieben.

Es kam nach des Tages vielgeschäftiger Arbeit, unter dem Einfluß der Wärme und des Weins, eine gewisse faule Behaglichkeit über den Rittmeister. Sein Ton nahm mehr und mehr etwas Vertrauliches an, was Gamp dann anstekte.

Vom Preis der Pneumatiks kamen sie auf das Gordon-Bennett-Rennen zu sprechen, wovon die Firma Dittich sich heuer viel versprach, vom Automobilrennen auf die beiden glänzenden Chauffeure der Firma. Theo, der schon mehrfach mit großem Geschick ein Fahrzeug der Firma auf Probefahrten gesteuert hatte, stellte einen Vergleich mit den Rennen an, die er früher geritten hatte — und so landeten sie in Hannover, beim Regiment, bei der Kadettenzeit — und plötzlich fiel der Name Lethel.

Theo warf die Zigarre in den Aschbecher, stützte die Ellbogen auf die Knie und ließ für ein paar Augenblicke die Stirn in die Hände sinken.

Er ahnte, nein, er wußte in derselben Sekunde: Gneitsch war nur deshalb zu ihm mit heraufgekommen, um mit ihm über die Lethel und alles, was damit zusammenhing, zu sprechen.

„Nein, nein,“ wehrte er, sich hastig wieder aufrichtend, „ich bitte Sie herzlich, das Thema wollen wir lieber lassen.“

„Warum denn, Gamp? Wär's denn heute nicht eine ganz geeignete Gelegenheit?“

„Die Fakten sind Ihnen ja bekannt. Jetzt ist's gottlob verjährt. Schließlich muß es doch einmal vergessen werden.“

„Gerade in diesen Tagen holt man die Sache wieder hervor. Das wissen Sie doch. Geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß — und erzählen Sie mir 'mal, wie sich das alles damals so gemacht hat.“

„Ich hab' kein Recht dazu.“

„Weil Sie andere mitbelasten. Nicht wahr, das ist es doch?“

„Vielleicht.“

„Aber die Folgen haben Sie ganz allein getragen, Gamp. Das war nicht ganz gerecht verteilt, will mir scheinen.“

„Was hätte mir's genützt, hätten andere noch neben mir gelitten?“

„Sie sind immer ein nobler Mensch gewesen, Gamp, das weiß ich. Aber in dem einen Falle — will mir scheinen — zu nobel.“

„Nobel? Ach, das war's wohl nicht.“

„Wohl nicht allein,“ ergänzte der Rittmeister. Er ließ den Kopf zurücksinken und zog an seiner Zigarre. Dabei versuchte er die schmale Gestalt Gamps und den Ausdruck seiner Miene schärfer zu erkennen. Er sah aber nur das Weiß der hellen, großen Augen, die durch den fahlen Fensterrahmen ins Freie starrten. „Einmal hört' ich, Gamp, Sie wären damals im ersten Jahr sehr glücklich gewesen. Es sei mehr als die landläufige Partie gewesen. Eine wirklich große Liebe.“

Ganz versunken kam's nach kurzem Schweigen aus dem Dunkel des kleinen Stübchens:

„Ja, das war's. Eine wirklich große Liebe. Vielleicht sogar — eine Leidenschaft.“

„Und damals — als Sie fortgingen — hielt Ihre Frau zu ihrem Vater?“

„Ich konnt' ihr nichts bieten.“

„Soter konnte es?“

„Damals hoffte sie's noch.“

Wieder gab's eine Pause. „Wissen Sie, Gamp,“ nahm der Rittmeister dann das Gespräch wieder auf, „wenn man Sie so hört, könnte man meinen, Sie hätten's noch immer nicht überwunden.“

Theo stand mitten im Zimmer. Die Arme hatte er erhoben und die Hände im Nacken gefaltet. „Es ist jetzt ja aus. Sie hat sich wieder verlobt.“

„Hm. Ja. Ich hörte.“

„Ich gönne ihr das Glück. Wenn's wirklich ein so großes Glück wird. Aber weh tut's doch.“

„Was mich schon ein paar mal fuchtig gemacht hat, das ist nur das eine: die Leutchen haben in der Zwischenzeit, wie's scheint, kein gutes Haar an Ihnen gelassen.“

„Ach — Asta hat mir wohl kaum einen Stein nachgeworfen.“

„So? Meinen Sie?“

„Sie wußte ja am besten, wie alles entstanden ist. Als Soter mir die erste Andeutung machte — in Hamburg — da wollt' ich ihm an die Gurgel. Aber dann belehrte er mich, wie wir standen! Soter hatte ja eine gräßliche Wirtschaft. Es waren große Wechsel fällig für unsere Ausstattung — man pfändete schon — und da hieß es nun: nur das eine kann uns retten. Verkauft hohe Summen waren im Spiel. Mitschuldig waren wir beide ja auch, gewiß, ich in erster Reihe. Wir hatten ohne Sinn und Verstand in den Tag hinein ge-

lebt in unserem närrischen Glück . . . Damit begründete er den Plan. Und die Schlusfolgerung lautete für mich: bei der Truppe könnt' ich nicht mehr bleiben, wenn er keine Deckung schaffte."

"Die Kaution — wo war die?"

"Sie stand auf dem Papier. Ja, lieber Gott, bei dem Ansehen, das er damals noch genoh: — wer zweifelte denn an ihm? Binnen einer Woche wär's nun zum Wechselfprotest gekommen. Ich wollte lieber gleich quittieren. Aber Afta war jung, schön, verwöhnt, lebenslustig . . . Und ich konnte sie nicht weinen sehen."

Der Rittmeister war aufgestanden. Er warf den Zigarrenrest weg und ging übers Zimmer. Plötzlich blieb er bei Gamp stehen und packte ihn bei beiden Schultern. „Alter Bruder Leichsinn — Mensch, Mensch, Mensch! — Und gab's denn keine Seele auf der Welt, an die man sich wenden konnte, he? General Veltarp? Oder Erzellenz Bredow? . . . Gamp, ich hab' doch Ihre Konduiten gelesen. Prima war alles . . . Mindestens hätten Sie Königszuschuß kriegen können, darauf leg' ich meine Hand ins Feuer. Und Wichern, dessen Säule Sie immer geritten haben. Ein kräftiger Pumper wäre doch noch zu machen gewesen, wie? Sie hätte keiner fallen lassen, keiner. Freilich den Alten . . . Aee, Freundchen, das wäre bei Gott nicht nötig gewesen!"

Theo nickte. „Sagen Sie jetzt so. Und Afta hätte mit Königszuschuß nicht leben können. Es läßt sich hinterher nicht mehr so recht deuten, was man damals alles empfunden hat. Es war eben ein Zauber, den es immer bestrickte, wahnsinnig machte . . . Und wenn's heute noch einmal die Entscheidung gälte . . ."

"Gamp, Schwerebrett noch einmal, das sollen Sie nicht ausdenken, geschweige denn sagen!"

"Sie wollten doch Offenheit."

Der Rittmeister dachte an ein Wort, das er erst kürzlich zu seiner Frau und zu Dittrich gesprochen hatte: Wer kann von sich sagen, daß er morgen keinen Mord begehen wird? Die furchtbare Macht dieser Leidenschaft, die den unglücklichen jungen Menschen im Banne hielt, verstand er nicht, und die grausame Klarheit, mit der Gamp über sich selbst urteilte, erschreckte ihn.

Lange blieb es nun still zwischen ihnen. Gneitsch stellte sich ans offene Fenster und atmete die etwas kühlere Luft ein; sein ehemaliger Bögling hatte sich in die Sofaede gesetzt, den Kopf aufstützend.

"Wenn mir all das widerfahren wäre, Gamp, was Ihnen passiert ist," sagte der Rittmeister endlich, „dann wäre in mir heute ein Haß, eine Wut . . . Jawohl, eine wahre Zerstörungswut!" rief er, sich steigend. „Auf der einen Seite Dpfer und wieder Dpfer, auf der anderen nichts als ein lächelndes Empfangen, ein gieriges Nehmen. Sie haben Stellung, Titel, Namen, Stand, Ruhe, Behagen hingegeben. Die Jahre in Syrien und die in Bombay — die nimmt Ihnen doch niemand mehr ab, was? Und jetzt kommen Sie zurück und hören, daß man Sie verlästert, daß man alle Schuld Ihnen zuschiebt, und da sehen Sie Ihre grenzenlose Gutmütigkeit noch immer nicht ein?"

Gequält suchte Theo auszuweichen. Aber der Rittmeister hatte sich immer stärker in einen ehrlichen Zorn hingeredet und ließ nicht ab: „Miserabel hat sie an Ihnen gehandelt, Gamp."

"Nein, nein, miserabel nicht. Nur Schwäche war's — und die Furcht vor dem Elend."

"Ich weiß es aber doch; meine Frau hat mir ja selbst erzählt . . . Sie weiß die Sache von Leuten, die sie von niemand sonst als von Ihrer geschiedenen Frau wissen."

Theo stöhnte auf. „Herr im Himmel, was zerrt Sie heute aber auch an mir!"

"Ich will Ihnen die Augen öffnen. Und will Sie aufhezen. Sie sollen sich in den Zeitungen nicht so vermaledeite Redensarten gefallen lassen."

„Empfindlich durft' ich nicht sein. In Syrien und in Bombay verlernt man das. Und jetzt — ach, es ist mir so gleichgültig geworden, wie die Handvoll Leute, die mich von früherher noch kennt, über die Sache denkt."

"So. — Ja, zum Henker, macht Sie denn die Vorstellung nicht rabiat?"

"Nein. Vielleicht bin ich nicht mehr so auf der Höhe wie früher als junger Soldat. Vielleicht bin ich auch darüber hinausgewachsen. Ich weiß es nicht."

"Sonderbar. Wenn ich noch an den Druhfen denke, im Korps, der sich immer an Ihnen rieb. Wie Sie den 'mal beim Schwimmen vorkriegten und ihm den Kopf wuschen. Und schneidig waren Sie immer, immer. Gott, hundert Dinge fallen mir wieder ein. Ja, Menschenkind, warum sonst hatten wir alle an Ihnen den Narren gefressen? Sie haben Ihren Schild immer blank gehalten — weh' dem, der Sie nur scheel ansah. Und jetzt wollen Sie Ihren Hauptfeinden den billigen Sieg lassen? . . . Gamp, es taugt nicht in der Praxis, wenn man allzu christliche Tugenden übt. Die Sache vom Backenstreich in der Bibel — dem halte auch die andere Wange hin', oder wie's da heißt — die ist nichts für einen alten Soldaten, wie Sie's waren. Unterfangen die Kerks sich noch einmal, in dem verdammten Wurfstblatt Bemerkungen über Sie zu machen, dann Klempe heraus und kurz und klein dazwischengehauen. Das ist mein Rat."

Er hatte sich heißgesprochen und stürzte nun ein Glas Wein hastig hinunter.

"Wenn sich's nur um Soter drehte," sagte Theo, im tiefsten Innern aufgewühlt, „ja, mit dem hätt' ich auch kein Mitleid. Er hat an mir gehandelt wie ein . . . Ah, aber was nutzt es, sich heute noch so aufzuregen! Ich frage, was nutzt es?"

"Sie haben Ihre Schuld abgebußt — die noch nicht. Das ist es. Und das muß Ihr Blut in Wallung bringen. Sonst — ei, Henker noch einmal!"

Es war spät geworden. Gneitsch wollte seine Frau aus der Dper abholen. Da man im Dunkeln die Uhr nicht erkannte, zündete Theo die Lampe wieder an. Sie vermochten beide nicht ins Licht zu sehen. Als des Rittmeisters Blick das Antlitz des anderen streifte, erschraf er über dessen Blässe.

"Nichts für ungut," sagte er etwas leiser, ihm die Hand hinhaltend, „ich hab' mich im Eifer bloß daran erinnert, daß wir damals gute Freunde waren. Da hielt ich's für meine Pflicht, Ihnen zu helfen. Zu helfen, Gamp!"

"Sie haben an mir ja schon mehr getan als irgend einer auf der weiten Welt. Sie haben mich an einen guten Posten gestellt — in einem Augenblick, wo mir sonst niemand geholfen hätte."

"Das war 'ne Lappalie gegen das, was ich heute an Ihnen tue, lieber Gamp. Haben wir uns verstanden?"

"Ich habe Sie verstanden. Gewiß. Ich fürchte nur: Sie verstehen mich nicht."

"Ich hoffe, dazu kommt's auch noch. Himmel, nun heißt's aber eilen. Heiß ist mir . . . Ihr Hochheimer hat's in sich. Auf Wiedersehen morgen bei der Arbeit. Dittrich erfährt natürlich nichts von unserer Unterhaltung. Denn den 'alteriert des e so!' — Na, und im übrigen, Kopf hoch und Brust heraus, alter Gamp! Und — all right!"

Damit ging er.

Theo stand noch lange am offenen Fenster.

Der Wortlaut seines letzten Briefes an Afta fiel ihm ein, des beruhigenden Abschiedsbriefes, den er ihr bei ihrer Verlobung nach Schwarzburg geschickt hatte: „. . . Werde glücklich, Afta. Schimpfen sie alle über mich und bringen's das Reitpferd, die Brillanten und der Kurfürstendamm so mit sich, daß Du mit einstimmen mußt, dann vergiß nur nicht in einem verstoßenen Winkel Deines Rätzelherzens, Afta: ich hab' sie alle für Dich gemacht, die Dummheiten, die mich schließlich bis nach Bombay hinausgepeitscht haben. Und gern und unbedenklich würd' ich sie heute noch einmal machen, falls



Feierabend.

Gemälde von J. Damberger.

Du's wünschtest, Asta, so wie damals. Dein Peter in der Fremde, genannt Pechvogel Theo, z. B. Leichenprokurator seiner letzten kühnen Hoffnungen, Erverwalter des Schlosses im Monde."

Mit wundem Herzen hatte er das damals niedergeschrieben. Noch ganz im Bann ihrer Zauber — und doch schon so tief getroffen.

Ob Gneitsch, der Mann, der die Liebe nicht kannte, diesen Brief wohl verstehen würde?

Trübe spähte Theo in die Nacht hinaus.

Er hatte Asta ja offiziell erlaubt, auf ihn zu schelten. Aber es tat ihm doch grimmig weh, daß sie allem Anschein nach von seiner Erlaubnis nun wirklich so reichlichen Gebrauch machte. (Fortsetzung folgt.)

## Die „Pinkertons“.

Aus dem Archiv der größten amerikanischen Detektivagentur.

Von O. v. Gottberg (New York)

Kein Name ist in der Welt amerikanischer Verbrecher mehr gefürchtet als der Pinkertons, des Leiters der bekannten Detektivagentur. Der „Alte“ heißt er kurzweg in Diebshöhlen und anderen Schlupfwinkeln des Gaumertums. Im Grunde ist man ihm dort eigentlich gar nicht gram: es ist eben sein Lebensberuf, Einbrüche zu verhüten, so wie der anderer solche zu begehen heißt. Der Alte braucht Vertraute in der Unterwelt, die ihm vom Plan eines großen Verbrechens Kenntnis geben oder ihm einen Gesuchten finden helfen. Darum stellt er durchaus nicht ungern einen reinigen Sünder wieder auf die Füße und hilft ihm, ein ehrliches Brot zu verdienen. Mehr als ein Veteran des Heeres, das Gesetz und Recht bekämpft, lebt aus des Alten Tasche. Ja, mancher Streiter in Reih und Glied kommt gelegentlich mit ihm zusammen.

Die Agentur Pinkerton, die man heute ein Nationalinstitut nennen könnte, weil sie sich der Beihilfe der Bundesbehörden in gleichem Maße wie der Polizei erfreut, unterscheidet sich von ähnlichen dadurch, daß ihre Tätigkeit nicht erst auf Anregung eines zahlenden Auftraggebers beginnt. Sie ist immer bei der Arbeit und immer auf der Suche nach Verbrechern, beobachtet sie und versucht, Mitwisser aller ihrer Geheimnisse zu werden. Ihre Netze sind nicht nur auf dem ganzen Kontinent von Amerika gespannt — auch in Europa, ja in Asien und Afrika vermag sie durch Vertreter flüchtigen Gesetzesübertretern Fallen zu stellen. Darum gelingt es ihr, der Justiz mehr Verübter schwerer Verbrechen auszuliefern, als von der gesamten Landespolizei hinter Gittertäre gebracht werden. Die Regierung versorgt die Agentur mit Aufträgen, und die großen Banken wie ähnliche private Geldinstitute werden von Pinkertonleuten nicht minder als durch Schutzleute bewacht. Diese Abonnenten ermöglichen der Agentur denn auch, ihre Tätigkeit jahraus jahrein mit dem gleich großen Personal zu üben und dieses heranzubilden.

Eigentlich durch einen Zufall wurde die Agentur vom Vater des jetzigen Leiters im Jahre 1859 ins Leben gerufen. Dieser Allan Pinkerton wanderte als junger Schotte nach Kanada aus, trieb sich an den Gestaden der großen Seen herum und kam schließlich in das damalige Präriedorf Chicago. Während er dort seinem Handwerk als Tischler nachging, hörte er von einer schottischen Kolonie Dundee in der nahen Grafschaft Kane von Illinois. Es ist wohl begreiflich, daß er seine Hobelbank bald bei seinen Landsleuten aufstellte. Als Tischler brauchte er Holz, das man damals noch nicht kaufte, sondern nahm, wo es zu finden war. Auf der Suche nach Holz betrat Pinkerton eines Tages in der Nachbarschaft von Dundee die Fuchsinself im gleichnamigen Fluß. Das war herrenloses Land, und jeder durfte dort Hütten bauen. Immerhin überraschte es Pinkerton, eine solche auf der Fuchsinself zu finden. Mit großer Vorsicht, die damals überall im westlichen Amerika geboten war, näherte er sich dem leichten Holzbau und sah durch die offene Tür eine Druckpresse. Was mit einer solchen auf der Fuchsinself gemacht werden konnte,

hätte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts jeder Zehnjährige verstanden: falsches Geld, Banknoten!

Der junge Pinkerton fällt sein Holz, ruderte es über den Fluß, brachte es heim und teilte dort dem Sheriff der Grafschaft mit, daß auf der Fuchsinself falsches Geld gedruckt werde. Es war wohl nicht erstaunlich, daß der Beamte den Angeber bat, ihn mit seinen Leuten zum Tatort zu führen. Dort half der Schotte beim Einfangen der Verbrecher in so geschickter Weise mit, daß der Sheriff ihm vorschlug, doch dauernd unter ihm zu dienen. Von diesem Tage an ward Allan Pinkertons Beruf die Bekämpfung des Gaumertums. So groß war die Zahl der Pferdediebe, die er namentlich zur Strecke brachte, daß der Sheriff der Grafschaft Cook, in der Chicago inzwischen zur Stadt heranwuchs, von Pinkerton hörte und ihm eine Anstellung anbot. Als dann dieser neue Brotherr des jungen Schotten beauftragt wurde, die erste Polizei von Chicago zu organisieren, machte er Allan Pinkerton zum ersten und einzigen Detektiv oder Geheimpolizisten der Stadt.

Chicago aber war wie heute Schneidepunkt vieler Schienenstränge. Das erklärt wieder, warum eine der wesentlichsten Pflichten des jungen Detektivs das Verhaften von Bahnräubern wurde, die, wenn sie einen Zug aufgehalten und ausgeraubt hatten, gewöhnlich nach Chicago kamen, um die den Passagieren abgenommenen Wertgegenstände zu Geld zu machen.

Auch an Bahnräubern brachte Pinkerton bald eine nicht geringere Zahl als einst an Pferdedieben hinter Schloß und Riegel. Die Direktoren der großen Bahnen wurden auf ihn aufmerksam, beauftragten ihn ihre Dankbarkeit, und schließlich baten ihn mehrere, doch auf Kosten ihrer Bahnen einen eigenen Sicherheitsdienst einzurichten. So trat 1859 die Agentur Pinkerton ins Leben.

Mit der Art ihrer Tätigkeit und der Tatsache, daß sie nicht nur die Verübter von Verbrechen verfolgte, sondern durch Überwachung der Gegner der Gesellschaft überhaupt Verbrechen zu verhindern versuchte, wurde Amerika schon im kommenden Jahre 1860 vertraut gemacht. Pinkertons Beamte erfuhren durch ihre Spione und Vertrauten von einem Komplott, durch das Lincolns politische Gegner planten, den neuen Präsidenten auf der Fahrt nach Washington in Baltimore zu ermorden. Durch Vereitelung dieses Attentates gewann der Schotte das Vertrauen Lincolns, der ihn bald unter dem Namen eines „Major E. J. Allan“ als Chef des amerikanischen Geheimdienstes zum Bundesbeamten ernannte. Nebenbei blieb Allan Pinkerton Leiter seiner Agentur, deren Organisation, von den Behörden unterstützt, bald das ganze Land mit ihrem Netz überspannte. Frauen wie Männer dienten ihr. Dem Abenteuerer namentlich öffnete sich ihre Tür, denn der Detektiv hatte damals nicht selten sein Leben aufs Spiel zu setzen. Überhaupt erinnern die Aufzeichnungen Pinkertons aus jenen Tagen an die Schilderungen des Hintertreppenromans oder an den „großen Detektiv“ des englischen Romanschriftstellers Doyle, an Sherlock Holmes.

Beispiele erklären immer am besten:

In einer Stadt des Südens kam Pinkerton an dem Tage an, an dem jeder Bewohner von einem eben ausgeführten großen Bankdiebstahl und der Ermordung des Kassierers sprach. Wohl mehr der Berufsinstinkt als auch nur der Schatten eines Beweismittels lenkte Pinkertons Verdacht auf einen intimen Freund des toten Kassierers, der zu den reichsten und angesehensten Bewohnern des Ortes gehörte.

Der Detektiv, stets ein Freund von Theatercoups und plötzlichen Entlarvungen, die am besten Klamme machten, gab sich niemand in der Stadt zu erkennen und übernahm freiwillig eine Arbeit, die den Bundesbeamten nichts anging. Er verstand es, einen seiner Leute als Diensthofen in das Haus jenes Freundes des verstorbenen Kassierers zu schmuggeln. Dieser erhielt den Auftrag, die Wäsche seines nunmehrigen Brotherrn möglichst stark mit einem auffälligen Parfüm zu besprühen, das der Kassierer immer gebraucht hatte. Während der Nacht mußte er den vermeintlichen Mörder durch in den Kamin gesprochene Seufzer und das Nöcheln eines Sterbenden wecken, kurz auf jede Art an dessen Nerven zu rütteln versuchen. Das Mittel war erfolgreich. Der Missetäter floh und ließ seinen Raub zurück.

Noch bekannter wurde Pinkerton durch die Verfolgung der Geschwister Reno. Diese waren zugleich Schrecken, Plage und Gegenstand der Bewunderung des mittleren Westens.

Laura Reno galt als Schönheit und tollkühnste Reiterin in einem Landstrich geborener Reiter. Mit ihren Brüdern John Frank, Sim und William suchte sie auf tagelangen Streifen drei Staaten heim und ließ Mord und Brandgeruch längs der Puffspuren zurück. Andere Desperados, wie Pferdediebe, Falschmünzer und verwahrloste Cowboys, schlossen sich der Bande an, die Dörfer plünderte und den Bahnverkehr ins Stocken brachte. So sicher fühlte sie sich, daß sie die Ortschaft Seymour in Indiana zu ihrem Hauptquartier machen konnte. Während dort die Renos vom Ertrag ihrer Streifzüge lebten, kam ein Fremder und richtete eine Schankwirtschaft ein. Ein anderer ließ sich als Bankhalter für Spiellustige nieder. Diese neuen Bürger des Städtchens freundeten sich, wie zu erwarten war, mit den Herren der Stadt, den Renos, an. Dem einen der vier Brüder schlug der Gastwirt eines Tages einen Spaziergang vor. Auf diesem kam man auch auf den Bahnhof, und zwar gerade, als der Überlandzug nach dem Westen einfuhr. Den Anblick der Durchreisenden verpaßte der Hinterwälder damals gerade so ungenügend wie heute. Also schritten die beiden bald die lange Wagenreihe hinter der Lokomotive ab. Schon hatte diese pfeifend das Abfahrtsignal gegeben, als sechs handfeste Beamte Pinkertons aus dem Zuge hinaus und mit Reno bald wieder hineinsprangen, während die Fahrt weiterging.

Das war ein Erfolg. Indessen durch ihn vorsichtig geworden, ging keiner der anderen Renos mehr in Pinkertons Neze, obwohl sie ihr Räuberleben bis zum Tode am Galgen fortsetzten. In einer Stadt Indianas erschienen sie am Markttag um die Mittagsstunde, ließen Gerichtsgebäude wie Polizeiwachen durch Posten aus ihrer Bande besetzen und dann auf der Bank den Direktor alles vorhandene Bargeld in einen Leinwand sack schütten. Während sie gemächlich dem Tore zurrten, scharten sich die Beherzten der Einwohnerschaft zusammen und verfolgten die Räuber mit Flinten- und Revolver schüssen. Darauf wendeten diese um und gingen im Galopp zum Angriff vor. Die siegreiche Attacke endete erst am Bahnhof. Zufällig traf gerade ein Passagierzug ein. Nichts konnte den Renos willkommener sein: auch Geld und Uhren der Reisenden verschwanden im Leinwand sack. Schließlich belagerten die Einwohner verschiedener Grafschaften unter Führung Pinkertons die Renos in ihrem eigenen Nest in Seymour. Nach mehrtägiger Verteidigung mußten die Räuber die Waffen strecken und darauf mit Seilers Töchterlein an nahen Baumästen tanzen. Daß die schöne Laura nicht nur diesem Schicksal, sondern überhaupt jeder Strafe entging, dürfte jeder Kenner amerikanischer Verhältnisse voraussetzen. Sie ward die übrigens

kreuzbrave Frau eines ehrfamen Farmers und ihr Haus der Wallfahrtsort Neugieriger, bis sie vor ungefähr fünf Jahren starb.

Etwa zu gleicher Zeit konnte Pinkerton Hand auf die Brüder Bidwell, zwei Millionendiebe, legen. Austin Bidwell, in Brooklyn als Sohn wohlhabender Eltern geboren, war als Zwanzigjähriger ein bekannter Börsenmakler und Spekulant in New York. Nach Verlust seines Vermögens ließ er sich zu allerhand wenig einwandfreien Geldgeschäften und schließlich zu Fälschungen verleiten. Er wurde ertappt, aber nicht bestraft, da einflussreiche Polizeioffiziere seine Kunden und Helfershelfer waren. Zimmerhin hielt er es für geraten, sich neue Beute- und Jagdgründe in Europa zu suchen.

In Berlin und Paris wußten sich Austin und George Bidwell sowie ein sie begleitender Freund Mac etwa eine viertel Million Mark auf gefälschte Kreditbriefe zu verschaffen. Das war immerhin etwas wie ein Betriebskapital für die Pläne, die sie in London ausführen wollten. Austin Bidwell gab sich dort für den Besitzer eines unerhöchlichen amerikanischen Silberbergwerks aus und trat dementsprechend auf. Bei einem Schneider bestellte er zweimal hintereinander Kleider im Werte von Tausenden, die sofort baar erlegt wurden. Bei Begleichung der letzten Rechnung sagte dieser willkommene Kunde dem Schneider: „Ach, ich schleppe da zufällig 160 000 Mark in meiner Tasche herum. Wollen Sie mir die nicht für einige Tage aufheben?“

Der Schneider scheute sich als gewissenhafter und übrigens selbst sehr wohlhabender Mann, wie Bidwell erwartet hatte, solche Summe in seinen Kassenschrank zu legen, und schlug vor, den Fremden auf seiner Bank vorzustellen. Derart wurde Bidwell durch einen angesehenen Geschäftsmann der Bank von England empfohlen und konnte dort ein Guthaben hinterlegen. Dann reiste er nach Frankfurt am Main, gewann dort auf ähnliche Weise das Vertrauen erst eines Kaufmannes, wie dann einer Bank und erreichte seinen Zweck, als der Bankier gelegentlich einer geschäftlichen Transaktion Bidwells von diesem in dem an die Bank von England gerichteten Schreiben als von seinem „distinguierten Kunden“ sprach.

Inzwischen wurden abermals gefälschte Kreditbriefe in Bargeld umgesezt, und dieses legten die Bankiers in Frankfurt und London mit immer wachsender Achtung vor ihrem reichen Kunden in Wertpapieren an. Dann wurde Bidwell zu beiden Seiten des Kanals ein regelmäßiger Deponent von scheinbar aufgelaufenen Wechseln und Akzepten. Alle erwießen sich als einwandfrei, und die Bankiers gewöhnten sich daran, solche von Bidwell eingehenden Papiere als so gut wie Bargeld zu betrachten.

Dann aber schickte Bidwell, der sich in Europa Warren nannte, von Paris der Bank von England Wechsel im Betrage von Millionen, die gefälscht waren, zog von seinem ursprünglichen Guthaben gleichzeitig etwa 600 000 Mark ein und flüchtete mit einer eben geheirateten jungen Engländerin nach Mexiko. Schließlich ließ sich das Paar auf Kuba nieder, und dort las Bidwell in einer amerikanischen Zeitung, daß die Agentur Pinkerton beauftragt sei, auf Warren zu fahnden. Das war nicht angenehm. Indessen, Grund zu Besorgnis lag kaum vor, da selbst keiner der Mitschuldigen wußte, wohin Bidwell, der wieder seinen alten Namen angenommen hatte, geflüchtet sei. Verhaftet war übrigens einmweilen in London nur Mac, und dieser weigerte sich, Verrat an dem Genossen zu begehen.

Pinkerton fahndete indessen gar nicht in Europa auf den Verbrecher. Dessen Genie war nach seiner Überzeugung auf dem Boden von Wallstreet gereift, und dort sprach der Detektiv in allen Banken wie Finanzinstituten vor, beschrieb das äußere Warrens und fragte, wer wohl mit ihm identisch sein könnte. Eine Liste von zwanzig Verdächtigen kam so zustande. Durch Streichungen schrumpfte sie auf vier Namen zusammen, deren oberster Austin Bidwell lautete. Jeder Bekannte dieses Austin Bidwell wurde von Vertretern des Agenten besucht, und mancher wußte etwas von seinen Lebensgewohnheiten zu erzählen. So hörte Pinkerton von verschiedenen Seite, daß Bidwell immer geäußert habe, als reicher Mann würde er nur in den Tropen leben.

Darauf begann eine Korrespondenz zwischen den Agenten und den Konsulaten Süd- und Mittelamerikas und Westindiens. Der Konsul in Havanna war es, der schließlich schrieb: „Hier nämlich seit einiger Zeit ein Austin Bidwell, der dem Signalement entspricht.“ Der Rest ist bald erzählt. Während Herr und Frau Bidwell einige angesehene Familien Havannas als Dinergäste an ihrem Tisch unterhielten, ließen sich Gendarmen melden. Hinter ihnen trat ein Beamter Pinkertons ein. Das Auslieferungungsverfahren war durch den Konsul bereits eingeleitet und erledigt.

Mancher ähnlich romanhafte, aber doch wahrheitsgetreue Bericht ist in den Archiven der Agentur zu finden. Sie führt nämlich Buch über ihre Recherchen, und auf diesen Schatz von Erfahrungen wird zu Studienzwecken zurückgegriffen. Der Neuling des Detektivberufes, der heute kein Abenteuer mehr, sondern ein sein täglich Brot verdienender Duzendmensch ist, liest in jenem Archiv einer 50jährigen Geschichte des Verbrechertums und begreift, daß Gauner gerade wie Techniker sich immer der neuesten Hilfsmittel der Industrie und Wissenschaft bedienen.

Der Einbrecher, der noch vor einem Menschenalter das Stemmisen benutzte, um Kassenschränke zu leeren, verwendet heute die neuesten Explosivstoffe. Bemerkenswert ist sein Leichtsinns dabei. In Chicago wollte ein Verbrecher einen Griff in den Geldschrank eines Kaufmanns tun. Aber da auch Gauner gelegentlich anderen als ihren Berufspflichten nachgehen zu müssen glauben, änderte er seinen Plan und gab dem Wirt seiner Stammkneipe ein Fläschchen voll wasserheller Flüssigkeit mit der Bitte, es bis zum folgenden Tage aufzuheben. Es sei Medizin darin. Aber dem Wirt, der seine Kunden kannte, wurde später angst, und so gab er die Flasche dem Hausknecht mit dem oft wiederholten Auftrage, sie in den Michigansee zu werfen. Zufällig aber war es ein kalter Abend und dem Hausknecht deshalb der Gedanke eines Spazierganges zum See nicht befuglich. Also warf er das Fläschchen draußen gegen eine Häuserwand, die dann mit Donnerkrachen in die Luft flog. Diese Explosion verschaffte Pinkerton einen Auftrag.

Dann wieder wurde in Chicago ein als Einbrecher Verdächtigter verhaftet. Die Polizei fand in seiner Tasche das übliche Fläschchen mit durchsichtiger Flüssigkeit, und als Corpus delicti stand dieses später auf dem Richtertisch. Während der Verhandlung ergriff der von seinem Klienten nicht eingeweihte Rechtsanwalt das Fläschchen und schüttelte es unter der Nase des Richters: „Nichts als Augenwasser ist darin!“ Dann hob er die Flasche hoch in die Luft und wollte sie gerade auf den Fußboden werfen, als ihm, menschenfreundlich genug, der Verbrecher in den Arm fiel. „Gehen Sie nicht zu weit, da ist mehr ‚Suppe‘ drin, als unbedingt nötig ist, um uns alle ins Jenseits zu schicken!“

Am häufigsten und liebsten wird jedoch in Pinkertons Archiv die Geschichte von Adam Worth, dem Fürsten der amerikanischen Unterwelt, nachgeschlagen. Flirt und Fehde zugleich hat sich zwischen Worth und Pinkerton für ein nahezu volles halbes Jahrhundert abgespielt. Nach bitteren Kämpfen lernten beide immer wieder miteinander liebäugeln und schließlich sich vertrauen. Worth legte als Aristokrat des Gaunertums nämlich selten selbst Hand an, wenn es galt, einen Eigentumswechsel zu vollziehen. Er plante nur und ließ seine Werkzeuge arbeiten. Darum war ihm schwer beizukommen. Der von Statur kleine Kerl war im Bürgerkriege ein ganz guter und tapferer Soldat gewesen, bis er — desertierte. Zwei-, dreimal desertierte Worth, nämlich immer wieder, um sich als Substitut irgend eines fetten Lieferanten, der weit hinter der Front schlechtes Fleisch verkaufte, die 200 Dollars und nebenbei Handgeld verdienen zu können. So war es ihm vergönnt, mit Mitteln in der Tasche ins bürgerliche Leben zurückzutreten oder — genauer gesprochen — ihm den Krieg zu erklären. Dieser wurde übrigens während der wohl längsten Laufbahn eines bekannten amerikanischen Verbrechers stets nur mit den natürlichen Waffen eines fruchtbaren Hirns geführt. Immer blieb Worth stolz darauf, daß er nie einen Revolver getragen hatte. Auch dies war ein Grund, warum er immer nur für kurze

Zeit hinter den Gitterstäben verschwand. Oft wußte er sich den Häshern der Justiz durch Flucht in Länder, mit denen noch kein Auslieferungsvertrag bestand, zu entziehen.

Wie es Worth stets verstand, die Bürde der richterlichen Bestrafung auf die Schultern seiner Mitschuldigen zu wälzen, wußte er sich andererseits ausnahmslos den Löwenanteil der Beute zu sichern. Das zeigte sich schon Anfang der sechziger Jahre, als er eine Versicherungsgesellschaft in Massachusetts um 80 000 Mark berauben ließ. Dann wurde er bis 1870 das Haupt einer das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten bereisenden Verbrecherbande. Die dazu gehörigen kleinen Diebe würden gar oft gehängt. Die großen mußte man immer laufen lassen. Endlich kam auch für Worth jener psychologische Moment, in dem jeder erfolgreiche Verbrecher einmal plant, noch einen letzten großen Coup zu tun und dann, dem gefährlichen Treiben für immer entgehend, in Behaglichkeit und Luxus zu leben. Dieser Traum wird selten zur Wahrheit!

Es war eine runde Million in Dollars, die Worth damals nach dem Einbruch in die Boylston Bank in Boston in die Hände fiel! Als die Agentur Pinkerton davon benachrichtigt wurde, war der Verbrecherfürst bereits auf dem Wege nach Europa, obgleich dies niemand wußte. Tatsächlich gelang es ihm, sich an der Riviera zu verbergen. Klug und sparsam, verstand er dort sein Vermögen durch glückliche Spekulationen zu mehren. Aber wenn auch den Nachforschungen der Polizei, konnte Worth doch nicht jenen seiner eigenen Kameraden entkommen. Jetzt rächte sich, daß er stets andere die Hände rühren ließ. Viele waren Mitwisser seiner Geheimnisse, und mehr als einer stellte Forderungen, die der Drohung, ihn zu verraten, gleichkamen. Ein alter Kamerad erzählte dem anderen, wo Worth zu finden sei. Allen mußte er von seinem Vermögen abgeben. Bald war es zerronnen, und Adam Worth ging wieder an die Arbeit. Nach England, Frankreich und Deutschland führte diese ihn. Schließlich mußte er sich, der Polizei aller Länder bekannt, im Eastend Londons verbergen. Das Betreten eines Bahnhofs hätte ihm sichere Verhaftung gebracht. Dabei verstanden nun jüngere Meister der Kunst, die Gealterten auszubuten. Bullard, mit dem er in Liverpool einen Pfandleiher um 400 000 Mark beraubt hatte, behielt drei Viertel dieser Summe, fuhr nach Paris und eröffnete dort nahe dem Opemplatz jene amerikanische Bar, die durch Jahre der Zusammenkunftsort von Dunkelmännern aller Herren Länder war.

Während aller dieser Jahre hörte Pinkerton durch einen Gesandten in der Unterwelt gelegentlich vom alten Worth. Ja, einmal, als er auf der Fährte eines besonders schweren Jungen nach London kam, traf er ihn, und bald mußte er sich wieder mit ihm beschäftigen. Worth hatte es doch wieder verstanden, fähige junge Kräfte heranzuziehen, und da die schwersten seiner Sünden verjährt waren, konnte er unter der Maske eines wohlhabenden Touristen Europa bereisen und ganz wie früher Verbrechen planen, die dann andere ausführten. Mitschuldige von Worth wurden durch Pinkertons Agenten selbst in Smyrna verhaftet und in ein türkisches Gefängnis gebracht. Wie immer in solchen Fällen, scheute ihr Führer kein Mittel, um ihnen die Freiheit wiederzuerlangen. Denn immer fürchtete er, durch einen Genossen an den Richter verraten zu werden. Also opferte er ein Vermögen, um türkische Beamte zu bestechen. Seinen Helfershelfern öffnete sich nun zwar die Tür des Gefängnisses, aber einer von ihnen wurde in Paris abermals verhaftet und nach London ausgeliefert. Worth folgte, um Kautions für den Gefangenen aufzutreiben. Aber da er selbst nun wieder fast mittellos war, schlugen seine Versuche fehl. Auf der Suche nach einem Wertobjekt, das er veräußern könnte, betrat er die bekannte Kunstausstellung von Agnew u. Co., sah an der Wand das Bild der Herzogin von Devonshire von Gainsborough und beschloß, jenen Diebstahl auszuführen, der ihn in aller Welt berüchtigt machte und von dem die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1901 ihren Lesern berichtete.

Entgegen aller sonstigen Gewohnheit machte sich Worth zusammen mit einem Spießgesellen namens Philipps sogar



selbst an die Ausführung seines Planes. Während einer Nebelnacht kletterten die beiden ins Fenster der Kunstausstellung, er, Worth, schnitt beim Licht eines entzündeten Streichholzes die Leinwand aus dem Rahmen. — Aber vergeblich versuchte der Dieb Geld auf das Bild zu leihen. Der Versuch dazu verriet nun dem mit Nachherchen beauftragten Pinkerton, daß er niemand anders als seinen alten Freund Worth zu suchen habe.

Für 25 Jahre wußte dann nur der Verbrecherfürst, wo die Leinwand verborgen sei. Nach wie vor ging er seinem Beruf nach. Weder Pinkerton noch Philipps verhehlten, daß nur Worth das Versteck des Gainsborough'schen Bildes kenne. New-Yorker Zeitungen brachten die Geschichte des Diebstahls wie des Diebes. Aber — dessen Verhaftung erfolgte nicht! Vermutlich hatte der alte Pinkerton gedacht, Worth werde, wenn ergriffen, das Geheimnis mit ins Zuchthaus und schließlich ins Grab nehmen. Den Besitzern aber lag wenig an Worth und viel an dem Bilde.

Auf diese Weise konnte das Geheimnis des Gainsborough für den Verbrecher zu einem Schilde werden, der ihn auch vor der Verhaftung wegen anderer Verbrechen schirmte. Durch Jahre wurden zwischen ihm und der Agentur Pinkerton Verhandlungen gepflogen. Aber erst unlängst erschien in dieser ein mit genügender Vollmacht des alten Worth ausgestatteter Botschafter — Pat Sheedy, ein Buch- und Spielhalter von internationalem Ruf. Er hatte den Verbrecher seit lange gefolgt, vermutlich ihm manchen Groschen abgenommen und kam nun, für die Rückgabe des Bildes herauszuschlagen, was zu erlangen war.

Auch diese Episode aus der jüngsten Neuzeit hätte sich nur auf amerikanischem Boden abspielen können. Pat Sheedy kam, wie die Zeitungen meldeten, mit dem gestohlenen Gut im Koffer von Europa in New York an und fuhr, gefolgt von Reportern, nach Chicago. Dort trat er in einem Hotelzimmer den Vertretern der Agnew'schen Kunstausstellung und den

Pinkertons gegenüber. Die Bedingungen wurden vereinbart, erfüllt, und dann übergab der Buchhalter eine Metallbüchse, in der unverzehrt und zusammengerollt seit 25 Jahren die Leinwand ruhte.

Die Verhandlungen mußten für Worth gelohnt haben, denn er konnte nach Südafrika gehen und dort unternehmungslustige neue Freunde in der amerikanischen Kunst des „Aufhaltens“ von Bahnzügen unterrichten. Damit hatte wieder eine Periode der fetten Jahre des vielbewegten Lebens begonnen. Er kaufte sich eine Dampfjacht und kreuzte im Mittelmeer. Er glaubte, so den Forderungen der einstigen Genossen entgegen zu können. Indessen Dampfjachten verbrauchen Kohlen, und das Mittelmeer hat Hafensstädte. Wieder sah er seine Habe schwinden, und wieder ging er an die Arbeit. Bei Ausübung eines Vahnraubes in Belgien wurde er schließlich verhaftet und zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Bald nach seiner Entlassung starb er, krank, elend, ein menschliches Brak, noch immer geplündert von den Spitzgesellen, denen doch das Sprichwort die Ehrlichkeit des Spitzbuben nachrühmt.

Neben diesem Archiv hat die Pinkerton'sche Agentur auch ihre Geheimbücher. In diesen mag noch Interessanteres zu lesen sein. Ist sie doch nicht selten auch für die Lösung politischer Rätsel benutzt worden. Wie die Bewachung privaten und staatlichen Eigentums, besorgt sie auch die von Personen. Mehr als ein amerikanischer Multimillionär hat sich für längere oder kürzere Zeit der Obhut dieser Detektivos anvertraut, wenn er den Unwillen der Volksmassen heraufbeschworen hatte. Ständiger Gast ist der Pinkertonname im Heim des Millionärs auch bei großen Gesellschaften, wenn Juwelen im Wert von Hunderttausenden auf Damenkleidern glitzern. Bei Streiks werden die Beamten der Agentur sogar häufig als bewaffnete Truppe verwendet. Kurz, sie sind für alle Zwecke zu haben und zwar zum Preise von acht Dollars für den Tag und für den Mann.

## Der alte Judenfriedhof in Prag.

Von Heinrich Teweles.

Es gibt einen Fleck Erde im lärmenden Prag, über den die eherne Ruhe der Geschichte, das ernste Schweigen des Todes gebreitet ist. Hohe Mauern schließen ihn vom lauten Geräusch des Tages ab. Manchmal nur betritt ein Fremder den altberühmten Fleck, den Judenfriedhof, um schmale Wege zwischen eingesunkenen Grabsteinen zu wandeln und alte Geschichten von einem alten Volke zu vernahmen; nur manchmal dringt aus zwei Synagogen, die an verschiedenen Teilen des Friedhofs liegen, das schreiende wehklagende Gebet der Juden in die Grabesstille hinein. Die Natur freilich kennt keine Gräber, sie baut neues Leben aus dem Tode, und so sprießen alljährlich die dunklen Weiden zwischen den Steinen hervor, die Holunderbüsche grünen und blühen, und Singvögel locken und jubeln. Zwei Gebäude ragen über die Mauer empor: aus dem einen blickt mancher Kranke sehnsuchtsvoll oder fürchtend nach der Stätte des Friedens, aus dem anderen schauen dunkle Augen der Waisenkinder, ohne Ahnung von den Schrecken des Todes, auf den seltsamen Garten hinunter, der ihnen vielleicht ein

hochwillkommener Tummelplatz für Spiel und Jugendfreude wäre. Nun aber dringt mächtig die Zeit herein, die unbarmherzig steingefügte Pharaonengräber öffnet, stolze Tempelbauten zu Schutthaufen zusammenwirft und die Pietät für das Alte und Vergangene zurücktreten läßt hinter die Sorge für das Bestehende und werdende.

Der Prager Getto, der gegenwärtig längst schon mehr als zur Hälfte von Christen bewohnt wird, ein Stadtteil, in dem sich früher Armut und Not zusammendrängen, wird niedergerissen. Wenn man einzelne Bauplätze dieses verschwindenden Stadtteiles betritt, so kann man es kaum fassen, daß auf einem kleinen, nur wenige Quadratklaster messenden Raume ein drei- und vierstöckiges Haus stand. Es war unmöglich, hier Licht und Reinlichkeit hineinzuleiten, und nur durch gesetzliche Enteignung konnte man es zustande bringen, den alten Stadtteil niederzulegen und durch Aufschüttung vor der fast alljährlich eintretenden Überschwemmung zu bewahren, neue große und den hygienischen Anforderungen der Zeit entsprechende Miethäuser



Grabstein der Sara Raß 606 (1606?).

aufzuführen und breite Straßen zu eröffnen. Es ist hier zwar alles erst noch im Werden, alles erst noch halb fertig, und wer weiß, ob schon die gegenwärtige Generation das ganze Werk vollendet sehen wird. Dieser Stadtveränderung nun muß auch ein Teil des alten Judenfriedhofs zum Opfer fallen. Vergebens war der Hinweis darauf, daß durch die Erhaltung dieses Friedhofes doch zugleich eine Art Garten dem neuen Stadtteile erhalten bleibe, vergebens der Wunsch der Pietät, vergebens die Berufung auf eine Reihe von Privilegien, die von Päpsten und Kaisern noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein zum Schutze des Judenfriedhofs erlassen wurden. Es werden also von beiden Enden des Judenfriedhofs Stücke abgetrennt und in Straßengrund umgewandelt werden. Es

einem Pfeiler die hebräische Inschrift eines solchen Grabsteines entbeden. Einzelne Bruchstücke von Steinen, die man im sogenannten Judengarten, dem ehemals von Juden bewohnten Teile der Neustadt, gefunden hatte, wurden auf den alten Judenfriedhof gebracht und dort eingemauert.

Wann der alte Judenfriedhof errichtet wurde, darüber fehlen die Urkunden. Erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert geben Verträge über den Ankauf von Grundstücken Kunde, die zur Erweiterung dieses Friedhofes dienen sollten. Es wird aber auf dem Friedhofe ein Grabstein gezeigt, der die Überreste einer Frau Sara Katz deckt, die im Jahre 606 nach Christo gestorben ist. Es ist eine aufrecht stehende Sandsteinplatte in Barockform, deren bildnerischer Schmuck in einer



Der Friedhof im Schnee.

Gemälde von A. Girth du Fresnes.

sind allerdings Teile, die keine historische Denkwürdigkeit aufweisen und vielleicht nur dem Maler und Poeten eine Augenweide, einen stimmungsvollen Winkel geboten haben.

Der Friedhof liegt stellenweise kletterhoch über dem Straßenniveau, da der verhältnismäßig kleine Begräbnisplatz im Laufe der Jahrhunderte immer wieder aufgeschüttet werden mußte, um die Toten aufzunehmen. Dabei war er durchaus nicht der einzige Begräbnisplatz der Prager Juden. Sowohl auf der Neustadt, als auch auf der Kleinseite hat es schon zu alten Zeiten jüdische Friedhöfe gegeben. Die Juden wohnten auf dem Wischehrad, auf einem großen Gelände der Neustadt und, wiederholt vertrieben und wiederholt zugelassen, auch auf der Kleinseite. Erst als sie endgültig in den Ghetto zwischen der Altstadt und dem rechten Moldauufer eingesperrt wurden, verloren sich ihre Ansiedlungen in den anderen Prager Städten. Die Grabsteine der Kleinseite boten ein willkommenes Material für die Fundamente der altberühmten steinernen Brücke, und man kann noch heute in

Weintraube, dem Sinnbild der Fruchtbarkeit, besteht. Die Buchstaben der Inschrift sind so tief eingegraben, daß ihr anderthalb Jahrtausende nichts anzuhaben vermochten. Böhmisches Chronisten und die Überlieferung der Friedhofswärter verteidigen die Echtheit der Jahreszahl. Allein einer der gelehrtesten jüdischen Schriftsteller, der Prager Oberrabbiner Kappoport, versetzt diesen Grabstein in das siebzehnte Jahrhundert, und wir möchten ihm in Hinsicht auf den Stil beipflichten. An und für sich erscheint übrigens das Todesjahr der Sara Katz, 606, nicht so unwahrscheinlich. Mancherlei Urkunden und Tatsachen deuten darauf hin, daß die Juden schon mit den Römern, wenn nicht vor diesen, im Lande gewesen sind und an der Stätte Prags sich niedergelassen haben, bevor Prag selbst noch gegründet war. Benedikt Foges führt in dem nach den Manuskripten des Kustos David Podiehrad verfaßten Buche über die Altertümer der Prager Josefstadt unter anderem an, daß der Kanzler Bretislaws II. im Jahre 1098 den Juden, die, um der gewaltsamen Taufe

zu entgehen, sich zur Auswanderung anboten, vorwarf, „daß sie nach dem Verbannungsedikt Kaiser Vespasians arm und elend von Jerusalem abzogen und die hier angehäuften Schätze des Landes anderswohin zu verschleppen beabsichtigten“. Im Jahre 1559 richteten die Christen Prag an den Kaiser Ferdinand I. die Bitte, das gegen die Juden erlassene Ausweisungsedikt zurückzunehmen, wobei sie betonten, „daß die Juden dieses Land vor Zerstörung ihres jerusalemischen Tempels bewohnt hätten“. Tradition und rituelle Gebräuche der Juden selbst lassen diese Behauptung nicht unmöglich erscheinen.

Man darf also annehmen, daß der alte Judenfriedhof in

Prag schon zu den ältesten Zeiten seinem Zwecke gedient hat und daß er der älteste Begräbnisplatz der Stadt ist. Die Kunst hat sich hier bescheiden müssen. Was hier in Sandstein, in weißem und rötlichem Marmor von der Zeit angewittert oder von der gewaltigen Kraft des sprossenden Baumes entweigesprengt wird, ist in seinen Formen ziemlich anspruchslos; nur einigen hervorragenden Gelehrten und Gemeindevorstehern hat man große Sarkophage errichtet. Verschiedene Zeichen wiederholen sich da, so der sechsstrahlige Stern (der sogenannte „Schild Davids“), die Weintraube, Tiere und Pflanzen, die den Juden ihre Namen liehen, wie Wolf, Löw, Bär, Fisch, Hirsch (als Männernamen), Mose, Vogel, Taube, Blume (als Frauennamen). Zwei Hände mit ausgebreiteten Fingern sind das Zeichen eines Mannes aus dem Priesterstamme, eines Aroniten. Dieses Symbol zeigt, in welcher Weise heute noch in orthodoxen Synagogen die Priester an hohen

Festtagen der Gemeinde den Segen erteilen. Rabbiner und Priester unterscheiden sich dadurch voneinander, daß der Rabbiner als Gelehrter und Redner von der Gemeinde zur Ver-

sehung der standesamtlichen Funktionen angestellt ist, während der Priester sein Amt des Segnens — und nur dieses — kraft seiner Herkunft ausübt. Zuweilen sieht man eine weibliche Figur auf einem Grabstein, als Sinnbild einer Jungfrau; eine weibliche Figur mit einer Rose in der erhobenen Hand als Sinnbild einer jungfräulichen Braut.

Außer dem Grabmal der Sara May finden wir drei bemerkenswerte Steine, die das Andenken an Frauen bewahren: den Grabstein der Schöndl

(Schönen), Gattin des Gabriel, aus dem Jahre 180; den aus weißem Marmor gemeißelten Sarkophag der Hendl (Hühnchen) mit dem Wappenschild ihres von Kaiser Ferdinand II. in den erblichen Reichsadelstand erhobenen Gatten, des Gemeindevorstehers und Hofjuden Jakob Bath Scheba von Treuenberg, geschmückt, dessen Hauptverdienst darin bestand, die ihm für Lieferungen ausbezahlten geringwertigen Taler in Zahlung angenommen und in Umlauf gebracht zu haben; endlich der

Stein der Krummet, der zweiten Gattin des Mardochai Meisel. Von ihr sagt die hebräische Inschrift: „Hier ruht eine durch Frömmigkeit und Sittentreinheit glänzende Frau, geeignet, jeden Kreis fröhlicher und kluger Damen zu verherrlichen. Sie fand ihren Beruf in der Ausschmückung der frommen Zwecken gewidmeten Gebäude; nie fehlte sie bei öffentlicher Morgen- oder Abendandacht, freigiebig unterstützte sie Gelehrte und übte leutfeliche Gastfreundschaft; um



Ein dem Untergang verfallener Teil der Friedhofes.



Grabmal des Rabbi Oppenheim (gest. 1736.)

Grabmal des Rabbi Spiro (gest. 1679.)



Grabstein der Mendl Bath Scheba von Treuenberg (1628).

die Frummet in einem wichtigen Moment ihres Lebens an der nötigen Raschheit der Auffassungsgabe fehlen lassen. Als nämlich ihr Mann, der Gemeindevorsteher Meißel, wohl der reichste Jude, der je in Prag gelebt hat, auf dem Sterbebette lag, befahl er ihr, eine bedeutende Summe Geldes zu nehmen und sie dem Rabbiner für die Armen zu überbringen. Die Frummet aber, im Bewußtsein ihrer außerordentlichen Mildtätigkeit, weigerte sich, dem Mann zu gehorchen. Dart fuhr er sie deshalb an, aber er offenbarte ihr den Grund seines Befehles nicht, der erst nach seinem Tode klar wurde. Als er starb, erhob die kaiserliche Kammer Anspruch auf seinen Nachlaß. Mehr als 60 000 Mark Silber wurden aus seinem Hause geführt; seine Brüder wurden gemartert, bis sie angaben, wo das übrige Geld versteckt sei — man fand noch 516 250 Gulden. Endlich bemächtigte sich der berüchtigte Günstling Rudolfs II., der Kammerdiener Philipp Lang sämtlicher Wertpapiere, Schuldschreibungen usw. Meißel hatte von dem gegen ihn geplanten Anschlag gewußt und durch den seiner Frau erteilten Befehl für sie etwas zu retten geglaubt. Den Grund wollte er ihr nicht anvertrauen, um sie nicht zur Mitwisserin des gefährlichen Geheimnisses zu machen; er hoffte nur, daß sie ihn verstehen werde. Als die verschiedenartigen Schurkereien Langs aufgedeckt wurden, machte man ihm den Prozeß, in dem die Verausabung Meißels jedoch nur eine Episode bildete.

Ist der Grabstein Meißels schon durch diese ein trauriges Blatt der Geschichte aufdeckende Schändlichkeit interessant, so verdient er auch um des Mannes willen Beachtung, den er deckt, denn der Name Meißels lebt noch heute fort. Nach ihm

öffentliche Wohltätigkeit wie private Mildtätigkeit hatte sie gleich große Verdienste, jede Synagoge verwahrt von ihr Votivgeschenke.

Unter ihnen ist ein goldener Postal, 100 Kronen schwer; sie erzog Waisen in ihrem Hause zur Sittlichkeit und Religiosität. Ihr ruft die Gemeinde das Zeugnis nach, daß ihre Tugend unübertroffen glänze. So möge denn ihrer Seele auch jenseits ein Ehrensit bereit sein! Bei all ihrer Frömmigkeit und Sittenreinheit hat es jedoch

ist eine große auf seine Kosten in gotischem Stil erbaute Synagoge benannt, die heute noch eine zahlreiche Gemeinde versammelt; er hat ein Gemeindefrauenbad, ein Krankenhaus für Arme und Siedhe errichtet, eine zweite, die Hochsynagoge aus eigenen Mitteln erbaut, die Judenstadt auf seine Kosten pflastern lassen, Gelehrte unterstützt, unverzinsliche Vorschüsse an unbemittelte Gewerbsleute gegeben — kurz seinen Reichtum in geradezu biblischer Weise benutzt.

Nur bei einem Grabe wollen wir noch verweilen, obwohl noch manches andere der Betrachtung wert wäre, bei dem Grabe des „hohen Rabbi Löw“, das ein Denkmal aus rotem Marmor mit einem aufrechtstehenden Löwen im Medaillon zeigt. Löw war nicht nur ein berühmter Theologe, sondern auch Physiker, Mathematiker und Astronom. Tycho Brahe, der damals am Hof des Kaisers Rudolf II. lebte, verkehrte mit ihm. An sein Wirken knüpft sich manche Sage; seine naturwissenschaftlichen Studien trugen ihm den Ruf eines Kabbalisten ein; von ihm wird erzählt, daß er einen „Golem“ geschaffen habe, einen Mann aus Lehm, dem er Leben einhauchte, um ihn an Wochentagen als Diener zu benutzen. Es ist eine Sage, die in manchem Motiv an den Besen des Zauberlehrlings erinnert und die auch dichterisch

verarbeitet worden ist. An das Grabmal des Rabbiners schließen sich die seiner Gattin und seiner 33 Schüler. Auf diesen Denkmälern zumal finden sich kleine Häufchen von Steinen, die einen frommen, noch heute geübten Brauch der Juden offenbaren. Wenn der Jude das Grab eines teuren Toten nach verrichtetem Gebete verläßt, so legt er ein Steinchen auf das Grab. Die Sitte dürfte ein Ueberbleibsel aus der morgenländischen Zeit der Juden sein, wo das Grab möglichst durch Steine beschwert

und bedeckt wurde, damit es nicht von Schakalen und Hyänen aufgewühlt werde. Was aber vermögen diese Steinhäufchen gegen die unerbittlich nivellierende Zeit, gegen die gesunde Selbstsucht der Gegenwart, die ihre Forderungen im Namen der Humanität und der Wissenschaft geltend macht!



Grabdenkmal des „hohen Rabbi Löw“ (1609).

## Die kleinen Leiden des Teints.

Von Dr. Reinhold Ledermann.

Für die Beurteilung der menschlichen Schönheit hat zu allen Zeiten eine tadellose, von krankhaften Veränderungen freie Haut, wenn auch nicht die einzige, so doch die Hauptrolle gespielt. Der Begriff der Schönheit der Haut ist allerdings schwer zu bestimmen. Man geht wohl am wenigsten fehl, wenn man diejenige Haut für schön hält, die im anatomischen und physiologischen Sinne gesund ist, also eine

Haut, in der nicht nur die natürlichen Bestandteile in richtiger Verteilung vorhanden sind, sondern auch die physiologischen Vorgänge sich in gesetzmäßiger Weise vollziehen. Alle Abweichungen von der Norm, alle fremdartigen (atypischen) Gebilde in und auf der Haut, alle Funktionsanomalien stören die Vorstellungen, die wir von einer schönen Haut uns zu machen gewohnt sind.

Natürlich ist der Begriff der Schönheit, je nach der Klasse, je nach dem Lande und seinen Bewohnern, nach deren Beschäftigung und deren Alter verschieden, und demgemäß muß der Arzt oft diesen Eigentümlichkeiten Rechnung tragen. Gewöhnlich ist die Beurteilung dessen, was schön ist, weniger die Aufgabe des Arztes als die des Patienten, der durch einen abnormen Vorgang in der Haut gestört wird und von dem Arzt wünscht, von der Störung befreit zu werden. So werden z. B. diejenigen Personen, die ihren Stolz in die Erhaltung eines zarten weißen Teints setzen, den Rat des Arztes in Anspruch nehmen, wenn unter der Einwirkung der Sonne eine dunklere Bräunung der Haut eingetreten ist, während der Landwirt oder der Seemann in ihrer dunkelbraunen Haut mit Stolz die Quittung für treugeleistete Berufsarbeit sehen und gar nicht daran denken, sich deshalb ärztlich behandeln zu lassen. Bierschwarz sind auch die Veränderungen der Haut, durch die der Träger seine Schönheit beeinträchtigt glaubt und deren Beseitigung er wünscht, gar nicht derart, daß der Arzt sich ohne ausgesprochenen Wunsch des Patienten zu einem Einschreiten veranlaßt sehen würde; ja, oft ist es der Arzt sogar, der von einer Behandlung abräth, wenn die Schönheitsfehler an sich so gering sind, daß die nach deren Beseitigung verbleibenden Veränderungen einen schlechteren Anblick gewähren als die zu entfernenden geringfügigen Störungen.

Zu den unangenehmsten Schönheitsfehlern, deren Beseitigung oft sehnüchlich gewünscht wird, gehört die abnorme Behaarung der Haut, die in verschiedener Weise zum Ausdruck gelangen kann. Hierbei kommt im wesentlichen diejenige Form übermäßigen Haarwuchses in Betracht, die sich bei Frauen an Stellen findet, die sonst nur der Sitz des Männerbartes sind. Bei den meisten davon Leidenden sehen wir, wie mit zunehmendem Alter, namentlich in der Mitte und jenseit der vierziger Jahre, zunächst am Kinn und später auch an anderen Stellen des Gesichts mehr oder weniger starke Haare hervorprossen. In anderen Fällen findet man schon bei jugendlichen weiblichen Personen eine Anlage zu vermehrtem Haarwuchs, die von einem übermäßigen Wachstum des sonst normalerweise die Gesichtshaut bedeckenden Flaumhaares bis zur Ausbildung vollständiger Bärte wechseln kann; namentlich ist die stärkere Behaarung der Oberlippe eine der häufigsten Veranlassungen, den Arzt in Anspruch zu nehmen. Neben diesen mehr oder weniger ausgebreiteten Behaarungen beim weiblichen Geschlecht findet man auch bei Männern und Frauen ungrenzte Haarbüschel, die auf Warzen oder angeborenen Mälen aufliegen und im Gesicht zum Teil seltsame Entstellungen hervorrufen können. Andere Formen vermehrten Haarwachstums, wie sie z. B. in dem Auftreten von Bärten bei frühentwickelten Kindern oder als univervelle Behaarung bei sogenannten Bären- oder Hundemenschen gelegentlich zur Beobachtung kommen, können hier außer acht gelassen werden, weil eine Behandlung sich in diesen Fällen erübrigt.

Die Beseitigung abnormer Gesichtshaare, namentlich beim weiblichen Geschlecht, darf nun nie in der Weise erfolgen, daß man die Haare mit der Pinzette herauszupft, da nicht nur ein Wiederwachsen dann stets stattfindet, sondern sogar ein besonderer Reiz zu vermehrtem Wachstum erzeugt wird. Am gründlichsten lassen sich Haare auf elektrischem Wege mittels der sogenannten Elektrolyse entfernen. Die Methode besteht darin, daß man die mit einer Nadel versehene negative Elektrode einer konstanten Batterie in den Haarbalg in der Richtung des Haares einsticht und den elektrischen Strom kurze Zeit durch den Körper gehen läßt. Der bei der Schließung des Stromes entstehende Schmerz ist im allgemeinen so mäßig, daß auch empfindliche Personen ihn leicht ertragen. Die Entfernung hat unter Anwendung aller aseptischen Maßregeln zu geschehen, um unnötige Entzündungen der Haut zu vermeiden. Sie sollte daher auch stets, wie alle Eingriffe am Körper, dem Arzte überlassen bleiben. Bei richtiger Aus-

übung der Methode und bei nicht zu dichter Behaarung hinterbleiben keinerlei Narben, sondern nur oberflächliche kaum sichtbare Depressionen an den Stellen der zerstörten Haarwurzeln. Die Elektrolyse eignet sich nur für nicht zu stark behaarte Hautpartien, da sie an Zeit und Geduld von Arzt und Patienten gleich große Anforderungen stellt. Für dichteren Haarwuchs wird in neuerer Zeit die Behandlung mit Röntgenstrahlen empfohlen. Allerdings ist die Entfernung der Haare auf diesem Wege nicht vollständig, da die Haare nach einiger Zeit, wenn auch spärlicher wiederkehren und das Verfahren bis zum gänzlichen Verschwinden, das jedoch zuweilen gar nicht erzielt werden kann, oftmals wiederholt werden muß. Auch sind die bei jeder Röntgenbehandlung bei empfindlicher Haut gelegentlich eintretenden schädlichen Folgen nicht außer acht zu lassen. Die sonst zur Enthaarung empfohlenen chemischen Mittel, die auf die Haut aufgetragen, die Haare zerstören, können nicht als wirksam betrachtet werden, da sie die Haarwurzeln unberührt lassen und ein Wiederwachstum nicht verhindern. In einzelnen Fällen, namentlich bei dunklem Haar, kann man den Wünschen der Patientinnen durch dadurch entsprechende Mittel die Haare entfärbt und dadurch weniger sichtbar macht. Manchmal freilich wird durch die Beseitigung vorhandener Gesichtshaare einem schönen Frauenantlitze aller Reiz genommen. In manchen Ländern, wie in Frankreich und Italien, gilt ein mäßiger Flaum auf der Oberlippe nicht für ungeschön.

Im Gegensatz zu übermäßigem Haarwachstum wird nicht selten spärlicher Haarwuchs unangenehm empfunden. Haarmangel kommt angeboren vor und ist natürlich dann nur durch die Kunst des Friseurs zu verdecken, oder er ist erworben als Folge einer Erkrankung des Haarbodens. Dann ist sorgfältige ärztliche Behandlung notwendig. Nicht genug kann vor der wahllosen Anwendung von reklamehaft empfohlenen Haartinkturen oder Pomaden gewarnt werden. Die Erkrankungen der Kopfhaut, die Haarverlust bedingen, sind verschiedener Natur, und ein Mittel paßt nicht für alle Erkrankungsformen. Wichtig dagegen ist schon frühzeitige Pflege des Haares durch öfteres Kopfwaschen mit einem alkalischen Seifenspiritus, durch häufiges Einölen bei trockener Kopfhaut und durch wiederholte spirituöse Einreibungen bei sehr fetter Kopfhaut.

Häufig wird der Rat des Arztes zur Beseitigung von Störungen des Teints eingeholt, die aus einer unregelmäßigen Verteilung oder abnormen Anhäufung des Farbstoffes (Pigments) in der Haut entstehen; namentlich bereiten jungen Mädchen und Frauen die sogenannten Sommerprossen viel Sorge, die bei Kindern etwa um das sechste Lebensjahr herum auftreten und bei Erwachsenen gegen das 40. Lebensjahr, wenn auch nur scheinbar, unter der dunkleren Färbung der Haut zu verschwinden pflegen. Sie finden sich bei blonden und rotblonden Menschen häufiger als bei brünetten und kommen im Frühjahr und Sommer unter der Einwirkung der chemisch wirksamen Strahlen des Sonnenlichts stärker zum Vorschein, während sie im Herbst und Winter, wenn auch nicht verschwinden, so doch weniger sichtbar werden. Das Sonnenlicht ist nicht, wie fälschlich angenommen wird, die unmittelbare Ursache der Sommerprossen, die ihren Ursprung vielmehr in einer erblichen Anlage haben, aber es trägt doch dazu bei, sie stärker hervortreten zu lassen. Daraus geht hervor, daß der Schutz vor den direkten Sonnenstrahlen z. B. durch Tragen eines braunen oder blauen Schleiern, oder durch Einreiben der Haut mit einem die Kraft der Sonnenstrahlen abschwächenden Mittel zwar das Auftreten der Sommerprossen nicht verhindert, aber doch ihr Sichtbarwerden wesentlich abschwächen kann.

Neben diesen kleineren Farbstoffanhäufungen in der Haut finden sich auch größere flächenhaft ausgebreitete Pigmentationen, die teils äußeren Ursachen (z. B. in Anschluß an eine Spanische Fliege oder ein Senfpflaster), teils inneren Vorgängen, z. B.

Leber- und Unterleibs-erkrankungen — daher der Name Leberflecke — ihre Entstehung verdanken.

Ebenfalls hierherzurechnen sind Farbstoffvermehrungen, die nach Sonnenbrand an den dem Licht ausgefetzten Körperteilen entstehen und sich bei Leuten, die nicht dauernd in frischer Luft leben, meist nach kurzer Zeit von selbst wieder zurückzubilden pflegen.

Die Beseitigung der Sommersprossen und Leberflecken ist meist zum großen Leidwesen von Müttern und Töchtern nur vorübergehend, da zwar die vorhandenen Hautveränderungen, aber nicht die angeborene Disposition beseitigt werden kann. Sie gelingt am besten durch eine Schwefel- oder Resorzinjalsalbenchätkur, die eine vorübergehende Entzündung und nachfolgende Abschuppung der oberflächlichsten Hautschichten zur Folge hat. Zur Nachkur läßt man eine vom Arzt zu verschreibende dreiprozentige, aus weißem Quecksilberpräzipitat, salpetersaurem Wismut und Resorzin bestehende Salbe noch einige Zeit hindurch anwenden. Eine mildere Kur, die eine kaum sichtbare Abschuppung der Haut hervorruft, besteht in der alleinigen Anwendung der sogenannten Hebraschen Sommersprossensalbe, deren Verordnung man dem Arzt überlassen muß. Ebenfalls sind andere Methoden, so das Betupfen der Pigmentflecken mit starkem Sublimatspiritus oder das Waschen mit Dr. Umas Natriumsuperoxydisol, nur auf Rat des Arztes und nach erfolgter Belehrung anzuwenden. Immer aber müssen sich die von diesen Feinden des Teints Heimgesuchten vor Augen halten, daß die Entfernung der Flecke nur vorübergehend ist, ja, daß die durch eine Sommersprossentur gereizte Haut ganz besonders zur Neubildung von Farbstoffansammlung in der Haut neigt.

Fast noch lästiger als der allzugroße Reichtum von Hautfarbstoff ist dessen fleckweises oder ausgebreitetes Fehlen in der Haut, weil es durch keinerlei Mittel beeinflusst werden kann. Dieser Mangel an Hautfarbstoff kann entweder angeboren oder erworben, d. h. während des Lebens entstanden sein. Leute mit angeborenem Pigmentmangel der Haut, Albinos oder Kakerlaken genannt, zeichnen sich durch eine abnorm weiße, durchsichtige Haut, durch dünnes, trockenes weißes Haar und durch rote Färbung der Pupille und Regenbogenhaut aus. Bei dem erworbenen Pigmentmangel, Vitiligo genannt, ist die normale Haut meist stärker pigmentiert, gleichsam als ob der Farbstoff nur vorübergehend — denn es kommen spontane Heilungen vor — oder dauernd seinen Platz gewechselt hätte. Eine bestimmte Ursache dieses lästigen Leidens ist nicht bekannt. Meist werden nervöse Störungen dafür verantwortlich gemacht.

Über das Auftreten eines anderen, von jung und alt unangenehm empfundenen Schönheitsfehlers, der sogenannten Warzen, hat man mit der Zeit klarere Vorstellungen gewonnen. Eigentümlicherweise hat die Wissenschaft das experimentell bestätigt, was der Volksmund schon längst ausgesprochen hatte, daß Warzen nämlich ansteckend und übertragbar sind. Allerdings hat man denjenigen Umstand, der die Übertragung von einer Hautstelle auf die andere bei einer Person oder von Person zu Person vermittelt, bisher noch nicht ergründen können. Aussehen und Charakter der Warzen, ihr Lieblingsitz an den Händen sind ja zu bekannt, als daß man darüber weiteres zu berichten hätte. Weniger bekannt ist in Laienkreisen, daß es außer den gewöhnlichen, kein Lebensalter schonenden Warzen noch eine besondere im Greisenalter vorkommende Art gibt, die sich besonders im Gesicht, auf der Brust und am Rücken einstellt und durch einen gelblich bräunlichen Farbenton auffällt. Ihre Beseitigung unterbleibt am besten, da sie zuweilen bei Ätzung mit scharfen Mitteln sich in böartige Geschwülste umwandeln. Wenn dies auch vereinzelt bei den gewöhnlichen Warzen und selbst ohne äußere Veranlassung beobachtet wird, so liegt darin doch bei der Seltenheit dieses Vorkommens kein Hindernisgrund, sie zu entfernen, was zudem in den meisten Fällen mit Leichtigkeit gelingt. In Volke hat von jeher die Heilung der Warzen mit Sympathie

eine große Rolle gespielt. Der Erfolg ist zuweilen auch nicht ausgeblieben. Allerdings wird die geheimnisvolle Wirkung dieses mystischen Heilverfahrens dadurch erklärt, daß man die Fähigkeit der Warzen kennt, oftmals von selbst ohne weitere Behandlung zu verschwinden. Zur künstlichen Entfernung eignet sich neben der bei der Entfernung der Haare schon besprochenen Elektrolyse das Ausstragen mit dem scharfen Löffel mit nachfolgender chemischer Ätzung, ein bei Anwendung von örtlicher Gefühlosigkeit durch entsprechende Mittel vollständig schmerzloses Verfahren. Auch Ätzung mit scharfen Mineral-säuren, wie rauchender Salpetersäure oder Trichloressigsäure allein, bringt die unschönen Gebilde, wenn auch etwas langsam, zum Verschwinden. Da nach Ätzungen manchmal Narben hinterbleiben, so ist an sichtbaren Körperstellen große Vorsicht am Platz. Namentlich ist rauchende Salpetersäure an solchen Stellen zu vermeiden. Andere, früher übliche Warzenvertilgungsmittel, wie der Saft von Chelidonium, vom Feigenbaum, von Efeu, von Wasserstierling u. a. haben im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren und den neueren Behandlungsmethoden, unter denen hier noch die Röntgenbehandlung Erwähnung verdient, Platz gemacht. Von innerlich anzuwendenden Mitteln hat sich das Arsen gelegentlich bewährt und verdient immerhin bei sehr ausgebreiteter Warzenbildung verwendet zu werden.

Nicht selten hinterbleiben nach Ätzungen oder anderen operativen, oft geringfügigen Eingriffen starkgewucherte Narben, Keloide genannt, die weit über die Fläche des ursprünglich zu beseitigenden Krankheitsherdes hinauswuchern und, wenn sie im Gesicht vorkommen, das schönste Frauenantlitz oft dauernd entstellen können. Ihre Beseitigung stößt stets auf große Schwierigkeiten, da sie selbst nach der Entfernung mit dem Messer in dem gleichen oder vergrößertem Maßstab wiederkehren. In manchen Fällen ist es auch hier der Röntgenbehandlung gegliückt, dauernde Heilung herbeizuführen. Ebenso sind Heilversuche durch Einspritzungen eines neueren narbenerweichenden Mittels, des Thiofinamin und Fibrolysin, zuweilen von Erfolg begleitet.

Eine besondere Gruppe von Hautveränderungen bilden jene Gebilde, die unter dem Namen Muttermaler ebenso sehr die Volkspheantasie wie die wissenschaftliche Forschung beschäftigt haben. Man versteht darunter angeborene, vielfach und wunderbar gestaltete Hautveränderungen, die sich teils als braune, glatte oder warzige, oft stark behaarte Flecke oder Geschwülste, teils als Blutgefäßveränderungen wenig schön von der umgebenden Haut hervorheben. „Man könnte,“ sagt der berühmte französische Forscher Alibert in seinem 1837 erschienenen Lehrbuch der Hautkrankheiten, „über die unzähligen, hierauf bezüglichen Tatsachen viel und sehr Interessantes schreiben. Die wertvollste Eigenschaft, die uns der menschliche Körper bietet, ist unstreitig die Schönheit. Galen findet in seinen Formen und Verhältnissen einen beinahe göttlichen Charakter; aber es gibt eine Menge von Zufällen, die diesen Glanz verdunkeln können. Die Alten hielten sehr viel von diesen sonderbaren Erscheinungen, die sie manchmal als glückliche Zeichen betrachteten, um einen Menschen von einem anderen zu unterscheiden. Man erzählt, daß Ulysses am Fuße einen Auswuchs hatte, an dem ihn seine alte Amme alsbald erkannte.“ Man verglich diese krankhaften Veränderungen mit allen möglichen bekannten Gegenständen (Erdbeeren, Maulbeeren, Himbeeren, Linsen, Blumen usw.) oder mit der Haut mancher Säugetiere und benannte sie danach.

Für die Erklärung ihrer Entstehung spielte Jahrhunderte hindurch das sogenannte „Versehen“ der Mutter eine große Rolle. Inwieweit diesem Volksglauben etwas Wahres zugrunde liegt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Jedenfalls hat es in neuerer Zeit nicht an wissenschaftlichen Erklärungsversuchen für diese vielfach angezeigte, oft verachtete Anschauung gefehlt, ohne daß bisher ein allgemein befriedigendes Ergebnis zutage getreten wäre.



Copyright reserved.

Die Garden bei Waterloo.  
Gemälde von R. G. I. b. v.

Für die Beseitigung der sogenannten Pigmentmaler, die bei ihrem Sitz im Gesicht schon oft großes Herzleid bereitet haben, kommen alle Methoden in Betracht, die wir bei der Behandlung der Farbstoffvermehrungen in der Haut besprochen haben. Leider überziehen diese Gebilde oft große Flächen des Körpers und sind dann einer Heilung nicht zugänglich.

Die Blutgefäßmaler, die sich aus kleinen Anfängen zu großen umfangreichen, manchmal sogar bösartigen Geschwülsten weiter entwickeln können, werden am besten schon in frühesten Jugend entweder auf chirurgischem oder elektrolytischem oder kaustischem Wege oder durch chemische Mittel, zum Beispiel Jochthol- oder Sublimatfollodimpfungen, oder mit Äthernitrobenzol entfernt. In schmerzloser Weise hat man sie neuerdings mittels der Finnenbehandlung erfolgreich beseitigt. Man versteht darunter die Bestrahlung der Haut mit konzentriertem elektrischen Bogenlicht, dessen wirksame chemische Strahlen zur Anwendung empfohlen, während die Wärmestrahlen auf technischem Wege ausgeschaltet werden. Auch das Radium, dessen hoher Preis und Seltenheit vor der Hand noch eine ausgedehntere Anwendung verbietet, wird jetzt zur Beseitigung von Näviren empfohlen. Es handelt sich bei diesem kostbaren Metall ebenfalls um die Wirkung chemischer Strahlen, die krankhaftes Gewebe zum Schwinden bringen. Jedenfalls versäume man nicht, frühzeitig ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, und vermeide es, durch Versuche mit den vielfachen in den Zeitungen angepriesenen Geheimmitteln kostbare Zeit zu verlieren. Je frühzeitiger und sachgemäßer die Entfernung geschieht, um so geringer ist die hinterbleibende Narbenbildung, um so besser der kosmetische Erfolg.

Neben diesen angeborenen Störungen des Teints finden sich meist bei jugendlichen Leuten in den Entwicklungsjahren Hautunreinlichkeiten, die unter dem Namen Miteffer und Hautfinnen im Volk bekannt sind und sich besonders im Gesicht und am Rücken, doch auch an anderen Stellen vorfinden. Man versteht unter Miteffern kleine braune oder schwarze, aus den Haarbälgen und Talgdrüsenausführungsgängen hervorragende und diese verstopfende Pünktchen, die in früheren Jahrhunderten für kleine Würmchen oder andere Tierchen gehalten und auch als Zehrwürmer oder Dürrmaden bezeichnet wurden. Im Volke ging der Glaube, daß, wenn Kinder abmagerten, jene kleinen schädlichen Wesen daran schuld seien, die in der Haut verborgen saßen und alle Nahrung an sich zögen. So ist der Name „Miteffer“ entstanden. Zu ihrer Entfernung empfahl man am Anfang des vorigen Jahrhunderts auflösende, erweichende, zumal gärende Substanzen (Honig, Weizenmehl, Bierhefen) aufzutreiben und nachher die Haut mit der flachen Hand oder einem wollenen Tuche zu reiben. Alsdann treten sie als kleine dünne nadelähnliche, meist zimtbraune oder schwärzliche, fest anhängende Körperchen hervor. Die Empfehlung der Bierhefe sowohl zum innerlichen wie äußeren Gebrauch (Hefeseife) ist übrigens in den letzten Jahren wieder aufgenommen worden.

Heutzutage entfernt man die Miteffer am leichtesten mittels kleiner, Komedonenquetscher genannter Instrumente, die vor jedem Gebrauch durch Auslöchen sorgfältig gereinigt werden müssen. Daneben kommen mechanisch wirkende Mittel wie Waschungen mit Marmor- oder Quellsalz- (Jod- oder Bromjodseifen) oder auch alkalischen Seifen, sowie Abreibungen der Haut mit spirituellen Lösungen oder Benzin zur Bekämpfung der stets gleichzeitig vorhandenen übermäßigen Talgdrüsenabsonderung in Betracht.

Ist der Abfluß des Talgdrüsensekrets durch Verstopfung der Talgdrüsenausführungsgänge längere Zeit gehemmt, so kommt es unter gleichzeitiger Mitwirkung von Bakterien oder durch den Reiz hervorstehender Haare zu Entzündungen, zuerst in der Talgdrüse und später auch in ihrer Umgebung, wodurch dann jene kleinen roten Pickel entstehen, die man als

Wimmerln oder Hautfinnen (Acne) bezeichnet. Meist enthalten diese in ihrer Mitte noch einen Miteffer. In der Regel kommt es entweder nach Entleerung eines Eitertröpfchens oder auch durch naturgemäße Heilung zum Verlust der Talgdrüse, ohne daß eine sichtbare Narbe hinterbleibt. In anderen Fällen bilden sich größere Knötchen und Eiterpusteln, die mit Narbenbildung abheilen und, wenn sie in steter Folge wiederkehren, in der Gesicht- und Rückenhaut pockennarbenähnliche Veränderungen hinterlassen. Für die Entstehung der Acneknötchen hat man neben den im Entwicklungsalter vor sich gehenden Veränderungen des Haarwachstums Störungen des Magens und Darmkanals verantwortlich gemacht, indem man annahm, daß giftige Stoffe, die durch die Haarbälge ausgeschieden werden, diese reizen und zur Entzündung bringen. Ein Gegenstück dazu bilden jene Haarbalgentzündungen, die man bei Jod- und Bromgebrauch beobachtet. Für die Behandlung der Acne kommen diätetische Maßnahmen, bestehend in reizloser Kost und Enthaltung von starkem Kaffee, Tee und geistigen Getränken in Betracht. Zum innerlichen Gebrauch wird das Jochthol in Tropfen- oder Kapselform empfohlen. Die äußere Behandlung ist außerordentlich sorgfältig und kann nur unter ärztlicher Aufsicht ausgeführt werden. Sie besteht im wesentlichen in regelmäßigem Ausdrücken der Miteffer, Waschungen mit Schwefel- oder Jochtholseifen und Einsetzungen der Haut mit Schwefel- oder Resorzinjodsalben bzw. Aufpinselungen von Schwefelmixturen (z. B. Kummerfeldschem Waschwasser). In hartnäckigen Fällen sucht man durch Anwendung sogenannter Schälpasten die oberflächlichsten Hautschichten zur Abstoßung und damit auch die Knötchen zur Rückbildung zu bringen. Vorhandene Eiterpusteln werden am besten mittels spitzer Lanzetten oder auf anderem Wege eröffnet. Von sonstigen modernen Heilmethoden hat sich auch hier die Röntgenbehandlung bei starker Knotenbildung bewährt. Alle bei der Behandlung dieses Hautleidens angewendeten Maßnahmen können durch regelmäßig fortgesetzte Gesichtsdampfbäder mit entsprechenden wohlfeilen Apparaten und mit nachfolgender Gesichtsmassage unterstützt werden.

Zum Schluß sei noch auf jene Entstellung der Haut hingewiesen, die unter dem Namen Kupferfinne (Rosacea) bekannt ist und sich durch mehr oder weniger ausgebreitete, teils hell-, teils dunkelrote Verfärbung der Gesichtshaut auszeichnet und mit Vorliebe an der Nase oder symmetrischen Teilen der Wangen einstellt. Neben dem viel und sehr häufig mit Unrecht beschuldigten Alkoholgenuß werden Bleichsucht, Magen- oder andere Störungen des Allgemeinbefindens und Bitterungseinflüsse als ursächliche Veranlassungen beschuldigt. Dem entsprechend ist auch die äußere Behandlung durch Diät — besonders wird vegetarische Kost in neuerer Zeit empfohlen — und blutbildende Arzneimittel, wie Eisen und Arsen, zu unterstützen. Für die äußere Behandlung kommt neben den bei der Behandlung der Hautfinnen schon besprochenen Resorzin- und Schwefelalben und -Seifen ganz besonders die Zerstörung der die Hautrötung bedingenden kleinsten Blutgefäße mittels Stichelungen oder auf elektrischem Wege in Betracht. In einzelnen Fällen kommt es gleichzeitig zur Bildung kleinerer und größerer Knoten, besonders an der Nase, die bei übermäßiger Wucherung (Pfundnase) auf chirurgischem Wege beseitigt werden müssen.

Viele Leiden des Teints lassen sich durch eine vernunftgemäße Pflege der gesunden Haut verhüten. Diese hat lediglich den Gesetzen der Reinlichkeit zu entsprechen. Regelmäßige Bäder und Waschungen mit milden guten Seifen oder bei zarter Haut mit der besonders für die Hautpflege geeigneten Mandelklee, bei übermäßiger Fettigkeit der Haut Abreibungen mit Alkohol oder Benzin, bei allzu spröder trockener Haut Einsetzung mit milden Salben können viel zur Erhaltung der Gesundheit der Haut und damit auch der körperlichen Schönheit beitragen.



## Christoph Gottfried Ringe.

„Selbstdenker und Erfinder des Ur-Fahrrades.“

Von Rudolf Bunge.\*)



Im Jahre 1797 erschien zu Halle a. S. eine zum Besten armer Schulkinder gedruckte, 40 Seiten Text und eine originelle Abbildung des genannten Sonderlings umfassende Broschüre in Oktav, die ihrer Seltenheit wegen allgemeines Interesse beanspruchen dürfte, und aus der ich daher hier einige Mitteilungen mache.

Ringe war zu Bernburg am 14. April 1713 als Sohn eines weit und breit rühmlich bekannten Rad- und Stellmachermeisters geboren. Da er seines Vaters Geschäft erlernen und sich dann zum Mechanikus ausbilden sollte, brachte man ihn zu einem geschickten Zeichenlehrer, bei dem er aber unerwartet Reizung fand, Maler zu werden. Man sandte ihn daher zu einem Verwandten, der Hofmaler in Cöthen war und die Anlagen seines Vaters ausbilden sollte. Ringes Talent entwickelte sich so schnell, daß er es durch die Gunst des Fürsten August Ludewig ebenfalls zum fürstlichen Hofporträtmaler brachte, welchen Titel er auch noch unter dessen Nachfolger beibehielt; denn es gab ein ipsa tectit von ihm in Öl, unter das er eigenhändig folgende Bemerkung geschrieben hat: „Wie ich C. G. Ringe, Hochfürstl. Cöthener Hofporträtmaler gemalt dies mein ehrlich Gesicht Anno 1766; jetzt in Hamburg.“

Er hatte sich in Cöthen ein Haus gebaut, das völlig das Ansehen und die Gestalt einer großen Marktbude hatte, schauerlich schwarz angestrichen und mit goldenen Sternen verziert war. In diesem Magiergelte betrieb er neben seiner Malerkunst auch seine Lieblingsbeschäftigung: die Mechanik. Er konstruiert: ein mit Handbetrieb bewegtes Gefährt, in dem er sich ohne fremde Hilfe, nur durch die eigene Körperkraft vorwärts bringen konnte, einen schwerfälligen Kasten, dessen Räder der darinliegende Erfinder durch einen Hebel bewegen und durch eine Lenkfrange steuern konnte. Diesen Kasten, ein Urbild des heutigen Fahrrads, wollte der Erfinder dem Fürsten vorführen und war schon selig in der Erwartung eines Lobes, das seine Feinde beschämen sollte. Als der Fürst aber den Lenker des schweren Kastens schweißstrießend durch den Sand des Schlossgartens rollen sah, drehte er sich um und rief seinem Aufseher laut und spöttisch zu: „Fahrt zu! Ringe ist ein Narr!“ Dies Wort schmetterte den armen Erfinder ganz nieder. Er wurde noch weisfeindlicher und machte seine Veruche nun in einem schwarzangestrichenen, mit den 12 Himmelszeichen, großen und kleinen Sternen geschmückten Saale.

Unter den wenigen Schülern, die der Mißtrauische um sich sammelte, befand sich auch ein Regierungsadvokat Holzer, ein junger Mann, der sich jahrelang voll Zähigkeit mühte, eine Flugmaschine zu erfinden. Als er endlich das Problem gelöst zu haben glaubte, lud er Stadt und Land dazu in seinen an der fürstlichen Parkanlage befindlichen Garten, schnallte sich die mit einer Art von Windmühlensflügeln versehene Maschine an und erhob sich auch wirklich mehrere Fuß hoch in die Luft. Aber, wie einst der Schneider von Ulm in die Donau, so fiel auch Holzer bei den ersten Fortbewegungsversuchen in den seinen Garten umgebenden morastigen Graben, aus dem man ihn, schwarz von Schlamm und Moor, unter dem allgemeinen Gelächter und dem Hohn der von allen Seiten herbeigeströmten Volksmenge herauszog, wie den bekannten Knaben aus dem Tintenfass des großen Nikolas. Es war ihm also noch viel schlimmer ergangen als seinem einjüngigen Meister Ringe, der damals schon als verkanntes Genie Cöthen den Rücken gefehrt und sich im Jahre 1752 ein kleines Bauerngut zu Wiedemar bei Delitzsch gekauft hatte. Er hatte dies mit 1750 Meißnischen Gulden bezahlt. Aus Menschenfeindschaft war er ein Aderbauer geworden, wenn auch ein recht „sonderbarer“, wie ihn sein Bio-

graph nennt. Ringes Frau war bereits in Cöthen gestorben und streng nach seinem reformierten Ritus, wie er es verlangt hatte, begraben worden. Sie hatte ihm vier Töchter hinterlassen, die zwar geistig nicht ganz normal, aber alle bereits erwachsen waren.

Die nötigen Haustiere mußten bei ihm im Hause wohnen, die Wirtschaftsgebäude verwendete er zu anderen Zwecken. Er deckte z. B. das Dach der Scheune im Sommer ab und pflanzte Kartoffeln auf die Tenne. Seine gewöhnliche Nahrung waren allerlei Getreidearten, so gefotten, wie man das Mastvieh zu füttern pflegt, und damit fütterte er auch seine unglücklichen Töchter; denn Krähen und Hinderfüße, die beim Fleischer besonders befestigt wurden, waren schon seltene Leckerbissen. Kein Wunder, daß eine seiner Töchter, Karoline, bei solcher Kost bald völlig dem Wahnsinn verfiel, tobüchtig wurde und in der Fromvoigtei zu Delitzsch starb.

Der unglückliche Siebenjährige Krieg, währenddessen er Kontribution bezahlen mußte und obendrein noch Plübe mit der flachen Säbellsäge von den Soldaten bekam, vertrieb ihn mit seinen drei noch übrigen Töchtern auch bald wieder von Wiedemar. Er zog mit ihnen für neun Jahre nach Magdeburg. Um das Gut kümmerte sich niemand mehr. In Magdeburg ließ Ringe eine Tochter zurück und wendete sich mit den beiden jüngeren nach Hamburg, wo sie wacker darauslos malten, Bild für Bild, je vier Taler. Reichere und anspruchsvollere Leute mußten zwei Taler mehr bezahlen. Endlich starb in Hamburg auch seine jüngste Tochter, und seine letzte zog nach Bremen.

Nun traf er bald Anstalt zum Wiederaufbau seines verfallenen Gutes und holte von Dürrenberg sich selbst einige Karren schwaches Bauholz. Dann machte er sich auf einem Bogen Papier den Riß zu einem neuen Hause und Wirtschaftsgebäude und arbeitete Tag und Nacht mit unglaublichem Fleiße und eiserner Geduld eigenhändig mit Art und Säge als Zimmergehilfe, bis er dann nach drei Jahren sein neues Werk vollendet sah. Ein Entschluß, der so originell wie sein ganzes Leben war, hatte hierbei mitgesprochen: er wollte sich als achtzigjähriger Greis noch ein Weib nehmen, um Kinder erziehen zu können; denn er beabsichtigte, seine Felder, die wenigstens fünfzehn Ader, jeder zu 300 Quadratrußen, betragen, mit seinen eigenen Nachkommen noch selbst zu bearbeiten.

Viel theologische Fragen gingen dem alten Reformierten in jener Zeit im Kopfe herum. Namentlich hielt er die Kindertaufe für eine die ganze Menschheit unglücklich machende Einrichtung, die abgeschafft werden müsse. Auch behauptete er, daß der Heiland erst im dreißigsten Jahr getauft worden sei, Widerspruch duldet der Alte nicht. Sein Hausgerät verfertigte er selbst und kaufte sich für wenige Taler wieder ein altes, abgelebtes Pferd, das sich vom Unkraut seiner Felder nähren mußte und neben seinem Zimmer schlief. Dabei war aber der Achtzigjährige, wenn er Sonntags, in ein paar alte Festkleider gehüllt, auf die „Frei“ ging, äußerst wählerisch und anspruchsvoll. Keine von den Bauerntöchtern der umliegenden Dörfer war ihm reich, jung und schön genug. Er hatte bei solchen Streifzügen stets noch einen Schein zur Unterchrift in der Tasche, der besagte: „Die Ehe solle — falls es sich nach der Hochzeit zeigen sollte, daß er keine unbesetzte Jungfrau heimgeführt habe — augenblicklich null und nichtig sein.“ — Der Gegenstand seiner Wahl, über den er aber nie ins klare kam, war bis zum Tode sein liebtes Gespräch. Ohne ordentliche Kleider, ohne eine einzige Feder oder Matratze im Bett, ja, fast ohne Obdach, hat er den harten Winter von 1795 als 83jähriger Greis überlebt und im ungeheizten Bretterraum noch als Kranker den Weistand und die Hilfe des Dorfrichters stolz zurückgewiesen. Man weiß nicht, ob man einen Menschen solchen Diogeneslebens wegen beneiden oder bedauern soll!



Christoph Gottfried Ringe.  
Nach seiner eigenen Zeichnung.

\*) Nach einem Protokolle aus dem Archiv der Lokalgeschichtlichen Vereinigung „Mitteln“.

Das auf Seite 253 wiedergegebene Bild Ringes stammt aus den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts und ist wohl noch einem Rest seiner früheren Kunst zu verdanken. In seinem schneeweißen Haar hing ein kleiner Haarbüschel; sein Bart war mit einer Schere verschnitten. Eine Menge kleiner Stücke von alter, schmutziger Leinwand, mit der er seinen Körper statt des Hemdes zu umwickeln pflegte, bedeckte eine scharlachrote Weste, und über diese hatte er ein Übergewand gezogen, das ehemals schwarz ge-

wesen, aber vom Alter braun geworden war. Von den Beinleidern, deren er sonst drei oder vier Paar übereinander zu ziehen pflegte, hing längst kein einziges Paar mehr zusammen. Da er sein eigener Schneider war und es in dieser Kunst nicht bis zum Beinleidermachen gebracht hatte, so nähte er die Stücke der ehemaligen Hosen zusammen. Die Füße steckte nackt in einer Art von Schuhen, auf die statt der Sohlen dicke Bretter genagelt waren. Das Ganze bedeckte ein alter schmutziger Mantel.

## Charakterbilder.

Von Paul Heyse.

### Verfehlter Beruf. \*)

Bei meinem letzten Aufenthalt in Florenz machte ich die Bekanntschaft eines jungen Bildhauers, Giggi Calandra, der eben begonnen hatte, in Ausstellungsberichten als ein aufgehender Stern am Kunsthimmel Italiens rühmlich genannt zu werden.

Ein Freund in Deutschland, dessen Gattin in Florenz gestorben war, hatte ihre Büste bei ihm bestellt, da er gerade mit Bildnissen Glück gemacht und die junge Frau ein paar-mal gesehen hatte. So ging ich in das am Rande der Stadt gelegene Atelier, um zu sehen, wie weit die Arbeit gediehen war, und meinem Freunde darüber zu berichten.

Der Künstler empfing mich mit kühler Höflichkeit, wie ein Mann, der nicht gern bei der Arbeit gestört sein will. Auch als ich ihm den Zweck meines Besuches mitteilte, verneigte er sich schweigend und führte mich zu der Büste, an die er eben die letzte Hand anzulegen schien. Erst da ich ihm meine Bewunderung ausgesprochen hatte und er sah, daß ich ihren Wert nicht nur in betreff der Ähnlichkeit, sondern auch als künstlerische Leistung zu schätzen wußte, taute er ein wenig auf und klagte, daß er sich mit unzulänglichem Material, ein paar Photographieen und seinen flüchtigen Erinnerungen habe behelfen müssen. Nach dem Leben würde er wohl Besseres zustande gebracht haben.

Der ruhige Ernst, mit dem er sprach, und der seltsam düstere Ausdruck seines Gesichts befremdeten mich, da sie zu einem Künstler, der in der Vollkraft seiner jugendlichen Jahre stand und sich verheißungsvoller Erfolge rühmen konnte, nicht zu passen schienen. Ich hörte später, daß er die Dreißig bereits erreicht hatte. Doch machten die noch weichen, ganz faltenlosen Züge des blassen Gesichts einen jüngeren Eindruck, trotz des finsternen Schattens über der Stirn und der scharfgespannten, fast trotzig blickenden Augen. Dichtes schwarzes Haar, kurzgeschoren, krauste sich um den merkwürdig kleinen Kopf, der auf einer mittelgroßen, gedrungenen Gestalt saß. In jeder Linie der breitschultrigen aber schlanken Figur sprach sich eine ungewöhnliche elastische Kraft aus, und wenn er die Arme hob, um eine der Marmorarbeiten auf ihrem Sockel zu drehen, traten unter der leichten Leinwandbluse die Muskeln wie bei einem Athleten straff hervor.

Nachdem ich die Büste hinlänglich von allen Seiten betrachtete, sah ich mich auch nach den anderen Stücken in der Werkstatt um. Ein Gehilfe arbeitete an dem Grabdenkmal, dessen Gipsmodell schon auf der letzten Ausstellung mich gefesselt hatte, einem Todesengel, der einen in tiefer Ruhe hingestreckten jungen Krieger auf die Stirne küßte. Die Ausführung in Marmor war ziemlich weit gediehen, und die große Schönheit des Werkes trat in dem edlen Material noch ergreifender zutage. Auf den Gesimfen an den Wänden standen die Abgüsse von einigen Büsten und kleine Tonstücken, dazwischen Hände und Füße über dem Leben abgeformt und ein paar Photographieen nach größeren Skulpturen, die sämtlich zum Schmuck von Gräbern dienten. In all diesen war

ein energisches Formgefühl und eine feine geistige Empfindung zu erkennen, die von dem Talent des jungen Meisters die günstigste Vorstellung gaben.

Lauter Totenopfer! sagte er mit einem seltsamen Kümpern der Lippe, als ich ihm meine Bewunderung aussprach. Wenn unsereins leben will, muß er sich in den Dienst des Todes stellen. Wer trägt sonst nach Marmorbildern Verlangen, die über das Porträt hinausgehen! Aber freilich, ein junger Mensch kann nicht verlangen, daß man ihm große monumentale Aufträge gibt. Übrigens darf ich nicht klagen. Ich habe erst neulich eine Bestellung bekommen, die mich freut. Eine Gruppe, die ich ziemlich aussichtslos nur zu meinem Vergnügen entworfen hatte, soll ich für einen reichen Amerikaner in Marmor ausführen. Wenn es Sie interessiert, kann ich sie Ihnen zeigen. Ich bin noch nicht wieder darangegangen, da ich noch auf den Block, den ich in Carrara bestellt habe, warten muß.

Er öffnete ein Seitenpförtchen und ließ mich in einen kleineren Raum eintreten, der ganz von Sonne durchflutet war. Die breite Tür gegenüber stand offen, und ich sah in ein Gärtchen hinein, über dessen Orangen- und Granatbäume hinweg der Blick zu den Höhen von Fiesole, über Vignen und Willen hinschweifte. Ein süßer Blütenduft wehte herein, und Vögel sangen in den Zweigen draußen.

An den Wänden waren nicht viel Skizzen und Photographieen aufgehängt, in der Mitte aber stand ein Bildwerk, mit einem grauen nassen Tuch völlig verschleiert, von dem der Meister jetzt behutsam die Hülle wegzog. Er hatte mir schweigend bedeutet, daß ich mich auf ein kleines Sofa setzen möchte, das unter einem Oleanderstrauch der Gruppe gegenüberstand. Als sie nun frei war, ließ er mich eine Weile den Anblick von der Vorderseite genießen und drehte dann langsam, in größeren Pausen, die Scheibe, auf der das erst im Ton vorhandene Werk aufgebaut war.

Ich war so entzückt, daß mir wohl eine Viertelstunde lang jedes Wort versagte, ein Verstummen, das der Künstler im rechten Sinne verstand. Als die Drehung dann vollendet war, trat er an die Schwelle des Gärtchens, wie um anzudeuten, daß ihn nach einer Aussprache durchaus nicht verlange.

Auch ich hütete mich, die Stimmung reinen künstlerischen Genießens, die so selten ist, durch irgend ein Wort, und wär's nur ein Naturlaut der Bewunderung, zu stören. Denn es war ein Werk, wie ich seinesgleichen gesehen zu haben mich nicht erinnerte.

Auf einem niederen Schemel saß die nackte Gestalt des Herkules, auch ohne die Löwenhaut, die ihm vom Haupt über den gewaltigen Nacken hing, an der Bildung der herrlichen Glieder erkennbar. Er hielt in den nervigen Armen einen Spinrocken und sah mit einem wunderbaren Ausdruck von Würde und Trauer gerade vor sich hin, den Kopf nur ein wenig emporgewendet, als lausche er einer Stimme, die ihm von oben zusprach. Hinter ihm stand, sich dicht an ihn schmiegend, das schöne Weib, das den Starken gebändigt hatte, von so hohem Reiz des voll aufgeblühten Leibes, daß man begriff,

\*) Vergl. Nr. 6 des laufenden Jahrganges.

wie unwiderstehlich sie selbst über den Mächtigen aller Heroen die Herrschaft errungen hatte. Sie hatte den Kopf zu ihm hinabgeneigt, ihre Brust an seine Schulter gedrückt, die Arme aber, die voll und doch schlank waren, unter seinem Halse zu einer weichen Fessel geschlungen, der sich zu entwinden kein Halbgott die Kraft gehabt hätte.

Das Unfertige war der Kopf dieser Omphale, die Züge des Gesichts nur skizziert, doch der listig triumphierende Ausdruck, der zu der Situation paßte, schon deutlich erkennbar. Es fiel mir nur die sehr jugendliche Bildung der Wangen und des Halses auf, die zu den reifen Formen der nackten Gestalt im Widerspruch stand. An antike Vorbilder erinnerte nichts in dem wundersamen Werk. Doch obwohl in beiden Figuren die Modelle noch durchschimmerten, war doch der Fluß und Zusammenklang der Linien, von jeder Seite gesehen, so harmonisch entworfen und so fein durchgebildet, daß ein Glanz idealer Schönheit die ganze Gruppe verklärte.

Ich besann mich eben, daß es nun doch wohl Zeit wäre, mich aus meiner Versunkenheit aufzurichten und dem jungen Meister wenigstens mit einem Händedruck zu danken, da öffnete sich das Pfortchen, und herein trat eine junge Frau, ein Knäbchen auf dem Arm, die offenbar nicht erwartet hatte, hier einen Fremden zu finden.

Sie war nachlässig gekleidet, in einem Anzug, wie ich ihn an den Frauen in den Bergen Roms gesehen hatte. Eine schwere Last schwarzer Flechten lag auf dem vollen Nacken, große goldene Reife hingen in den feinen Ohren und bewegten sich bei jedem Schritt. So waren mir die Frauen und Mädchen in Ariccia und Albano begegnet. Die volle Brust umschloß ein schwarzes Mieder, das Hemd darunter war mit einer breiten goldenen Nadel oben unterm Halse zugesteckt, und der vielfaltige blaue Rock fiel bis an die Knöchel hinab, darüber eine rotgemusterte Schürze. Das Kind, das nicht über ein Jahr alt sein konnte, war nur mit einem Hemdchen bekleidet, das hatte sich aber verschoben und ließ ein Körperchen von entzückender rothiger Frische und Anmut frei. Als es mich erblickte, wand es sich heftig strampelnd mit den kleinen drallen Beinchen und drückte den runden Kopf ängstlich gegen das Gesicht der Mutter, die es streichelnd beschwichtigte. Ich war von der Schönheit des Bildes so hingerissen, daß ich unbeholfen aufstand und mich nur stumm verbeugte. Auf den ersten Blick in das reizende junge Gesicht hatte ich erkannt, daß ich das Urbild der Omphale vor mir hatte, bis auf den listigen Ausdruck in Mund und Augen.

Sie selbst mußte mit dem raschen Instinkt des Weibes gemerkt haben, was in mir vorging, und daß ich sie mit dem Bildwerk verglich. Das Blut stieg ihr plötzlich in die weichen, etwas gebräunten Wangen, und sie war offenbar so bestürzt, daß sie meinen Gruß mit keiner Miene oder Bewegung erwiderte. Sie schritt rasch an uns vorbei auf den Mann zu, der sich bei ihrem Eintritt umgewendet hatte, und sagte ihm halbblaut etwas, was ich nicht verstand.

Verzeihen Sie, wandte er sich an mich, ich werde abgerufen. Doch nur auf fünf Minuten. Meine Frau wird Ihnen so lange Gesellschaft leisten. Der Herr hat sich die Büste der deutschen Signora angesehen, Rita. Vielleicht zeigt du ihm unsern Garten.

Er ging rasch hinaus und ließ uns allein.

Ich sah an der Miene der jungen Frau, daß auch sie mich am liebsten allein gelassen hätte. Doch blieb sie ruhig noch am Eingang zum Garten stehen und beschäftigte sich mit dem Bübchen, das nun auch seine großen Augen von der Mutter weg auf das fremde Gesicht richtete.

Ich näherte mich ihr nicht, sondern fing von meiner Stelle aus mit ihr zu plaudern an, indem ich sagte, es sei doch hier innen kühler als in der Mittagsglut des Gärtchens draußen. Sie nickte nur leise statt aller Antwort. Erst als ich fragte, ob sie eine Toskanerin sei, was mir ihrer Kleidung nach nicht glaublich scheinete, vielmehr hielt ich sie für ein Kind der Sabiner Berge, belebte sich das schöne süße Gesicht, und sie

erwiderte, sie sei aus Albano und erst vor zwei Jahren nach Florenz gekommen, da sie ihr Mann hierhergeführt habe. Auf meine Frage, ob sie sich leicht eingewöhnt habe, hob ein Zeufzer ihre Brust. Nein, sie denke Tag und Nacht an ihre Berge und das Haus und die Vigna ihrer Eltern. Aber wo sie ihr Kind geboren, müsse ja ihre Heimat sein.

Dabei zog sie das kleine Gesicht an ihre Lippen und küßte es in überströmender Zärtlichkeit.

Ich sagte noch dies und das, und sie wurde etwas zutraulicher. Alles, was sie antwortete, in wenig Worten, die aber eine feine, unverbildete Natur verrieten, hatte jenen etwas verschleierten tiefen Klang, der die weiblichen Stimmen im Süden so bezaubernd macht.

Da trat der Mann wieder herein, nickte ihr zu und streichelte den Krauskopf des Kindes. Die Frau verneigte sich gegen mich mit einer ruhigen, hoheitsvollen Gebärde, die keiner hochgeborenen Dame Schande gemacht hätte, und ließ uns allein.

Lieber Meister, sagt' ich, als sich das Pfortchen hinter ihr geschlossen hatte, Sie sind einer der beneidenswertesten Sterblichen, die mir je begegneten. Jung und im vollen Besitz der Gaben und Kräfte, die Ihnen die alte Mutter Natur verliehen hat, der glücklichste Gatte und Vater und in der Lage, eine so edle Kunst, für die Sie geboren sind, frei nach Herzenslust ausüben zu können, in einem Beruf, der Ihnen Ruhm und Gold in Fülle bringen wird — wahrhaftig, Sie müßten ein Ungeheuer von Undank sein, wenn Sie nicht am Morgen und Abend eines jeden Tages den Göttern danken wollten, die Ihnen ein so seltenes Loß gegönnt haben.

Sein Gesicht hatte einen eigentümlichen Ausdruck erhalten, während ich sprach. Er stand eine Weile schweigend mir gegenüber, die Augen düster zu Boden gesenkt, den Mund von einem bitteren Lächeln umspielt. Endlich sagte er, immer mit abgewandtem Blick: Meinen Sie? Und wenn ich nun wirklich ein solches Ungeheuer wäre?

Ich sah ihn erstaunt an. Der Gedanke an ein geheimes Leiden, das in allem Glück ihm das Leben verbitterte, konnte diesem jungen Herkules gegenüber nicht aufkommen. Seine Schwermut mußte ihren Grund in seinem geistigen oder sittlichen Naturell haben.

Ich kann mir nur denken, warf ich hin, daß Ihr Ungelegen das nämliche sei, an dem so viele begabte Künstler kranken, daß sie selbst nach der glänzendsten Offenbarung ihres Talents das Ideal, dem sie nachstreben, hoch über sich sehen und verzweifeln, es je zu erreichen. — Und um ihn darüber zu beruhigen, daß ihm das Höchste nicht versagt bleiben werde, fing ich nun an, alles was ich an der Omphalegruppe Herrliches bewundert hatte, ihm aufs wärmste vorzuhalten.

Er zuckte die Achseln, warf einen gleichgültigen Blick auf das Werk und deckte die nassen Tücher wieder darüber.

Sie übertreiben, sagte er. Aber wenn Sie auch recht hätten, das kann nun alles nicht helfen. Ich weiß selbst, daß ich ein gewisses Talent habe, Bildwerke zu schaffen, aber meinen eigentlichen Beruf habe ich dennoch verfehlt, darüber kann kein Ruhm und Erfolg und alles Gold der Welt mich nicht trösten.

Und was halten Sie für Ihren eigentlichen Beruf?

Taten zu tun, nicht Figuren zu hieten, meine ganze Person einzusetzen auf Tod und Leben, nicht bloß mit den Händen zu arbeiten, ecco!

Er ließ sich auf das Ruhebänkchen sinken und stützte den Kopf in die Hände. Ich sah ihn mit grenzenlosem Erstaunen an und sann vergebens auf eine Erwiderung. Mir war einen Augenblick, als hätte ich es mit einem Irrenmüßigen zu tun.

Er schien das zu fühlen, hob den Kopf in die Höhe und blickte mit einem stillen, ernstem Lächeln zu mir auf.

Sie können das nicht begreifen, sagte er. Wer würde das auch verstehen, der nur nach dem äußeren Schein urtheilt, nicht wüßte, wie das alles gekommen ist und wie mir dabei zumute war. Da ich mich doch einmal so weit verraten habe, mögen Sie mich nun auch weiter anhören, daß Sie mich nicht für verrückt halten.

Nun fing er an, mir von seinem Leben zu erzählen.

Es kam wunderbarlich heraus aus dem nur halb geöffneten Munde, in abgerissenen Sätzen, wie wenn er ungern in die vergangene Zeit zurückblinke und sich seine Bekenntnisse abringen müßte. Er hatte vorher in reinem Italienisch gesprochen; jetzt bekam seine Rede einen mundartlichen Klang, und ich hatte zuweilen Mühe, ihn zu verstehen.

Er war in einem kleinen Bergnest der Abbruzzen zur Welt gekommen, als einziger Sohn eines Mannes, der eine Vigna besaß und daneben einen Warenhandel betrieb. Unter seinen Nachbarn war er der wohlhabendste, was freilich wenig besagen wollte, aber sie hatten ihn darum zum Sindaco gewählt. Der Sohn hatte als kleiner Knabe die Ziegen hüten müssen, die auf den Berghalden das spärliche Gras abweideten, und wie er davon sprach, das sei seine glücklichste Zeit gewesen, so einsam in der freien Natur bei Wind und Wetter, leuchteten ihm die finsternen Augen.

Dann war er in die Schule gekommen, und obwohl er den Zwang des Stillstehens und die Mühe des Lernens peinlich empfand, hatte ihn der Ehrgeiz doch gestachelt, der Erste in seiner Klasse zu werden. Nicht bloß dem Lehrer, sondern auch seinen Kameraden gegenüber. Denn als Sohn des Sindaco und da er seine leiblichen Kräfte fühlte, glaubte er sich berechtigt, niemand über sich kommen zu lassen, sondern als ein kleiner Tyrann in seinem Reich sich gefürchtet zu machen. Das hatte ihm viel Haß und Feindschaft zugezogen und Kämpfe, die oft blutig endeten. Immer aber war er Sieger geblieben und mit stiller Freude sich des Überschusses von Kraft in seinen jungen Gliedern bewußt worden.

Als er dann mit fünfzehn Jahren aus der Schule kam, hatte ihn der Vater bei einem Steinmetz in die Lehre gegeben. Nahe bei dem armen kleinen Ort lag ein reiches Kloster, dessen alte Kirche war durch ein Erdbeben so beschädigt worden, daß sie bis auf den Grund abgetragen und wieder aufgebaut werden mußte. Da gab es für Jahre zu tun, und dem jungen Gesellen war's recht, da er in diesem Gewerbe doch seine Hände brauchen und nicht als Schneider- oder Schusterlehrling in einem dumpfen Loch hocken mußte.

Dabei zu bleiben dachte er freilich nicht. Sein Sinn stand danach, das Soldatenhandwerk zu treiben und sich irgendwie und wo durch fühne Kämpfe auszuzeichnen. Er hatte unter den wenigen Büchern, die ihm der Lehrer geliehen, auch ein Leben Napoleons und eine kurzgefaßte Geschichte Italiens gelesen, da war seine Phantasie erfüllt worden mit kriegerischen Bildern, und eine leidenschaftliche Liebe zu seinem Vaterlande hatte sich seines stolzen jungen Herzens bemächtigt. Vorläufig mußte er seinen Tatendrang an den Steinen auslassen, die er in der Werkstatt zu behauen bekam, darunter, da er sich geschickt anstellte, mit der Zeit auch feinere Arbeiten an Gefirnfen und Kapitalen, zu denen der Meister ihm die Zeichnungen gab. Er fand bald Gefallen daran, mehr aber an einem Streifzuge durch die Berge, bei dem er die Carabinieri begleiten durfte. Eine Räuberbande machte schon seit Jahren die wilde Gegend unsicher, doch erst spät entschloß sich die Regierung, eine größere Macht gegen sie aufzubieten, und da der junge Eingeborene alle Steige und Schliche in dem unwegsamen Gebirge kannte, nahm man ihn gern als Führer mit. Das hatte sich als sehr nützlich erwiesen. Nach langem Umstellen und Vordringen in die dunkelsten Schluchten war man dazu gelangt, die zehn oder zwölf Banditen zu umzingeln, noch ein verzweifelter Kampf, in dem auch der Sohn des Sindaco verwundet wurde, nachdem die Hälfte der Bande getötet, die andere Hälfte, darunter der berühmte Hauptmann Calabresino, gefangen und gefesselt abgeführt worden war, und die Gegend konnte wieder aufatmen.

Als der Künstler dies schilderte, sagte ich mir im stillen, daß nicht bloß ein Bildhauer, sondern auch ein Dichter in ihm stecke.

Die Erinnerung hatte ihn so erregt, daß er aufstand, eine Zigarette anzündete und am Eingang zum Garten eine Weile frische Luft schöpfte.

Dann fuhr er gelassen wieder fort.

Seine ganze Hoffnung hatte er darauf gesetzt, zum Militär einberufen zu werden. Trug er einmal die Uniform, so gedachte er, den Widerstand seines Vaters zu besiegen und als Soldat seinem eigentlichen Beruf treu zu bleiben.

Doch zu seinem tiefsten Kummer hatte er sich freigelöst.

Eine so düstere Melancholie habe ihn infolge dieses Fehlschlages befallen, daß er erkrankte und seine Eltern in Sorge um sein Leben kamen. Zu dieser Zeit hatte sich ein Verwandter seiner Mutter, der in Florenz als Baumeister ein blühendes Geschäft betrieb, erboten, den jungen Menschen zu sich zu nehmen und ihm Arbeit bei sich zu geben. Es war zwar nicht die Erfüllung seines heißesten Wunsches, immerhin aber kam er dadurch von seiner engen Umgebung weg in die weite Welt, und vielleicht öffneten sich ihm draußen noch andere Wege, sein Ziel dennoch zu erreichen.

Was ich in Florenz erlebte, sagte er, würde jeder andere für ein besonderes Glück gehalten haben. Ich wurde liebevoll aufgenommen, und die Augen gingen mir auf über die tausend Wunder der Kunst, die hier versammelt sind. Und da der Mensch ein nachahmendes Tier ist, ließ es mich nicht ruhen, bis auch ich versucht hatte, ob ich etwas Schönes hervorbringen könne. Da mein Meister es an gutem Willen, mich vorwärtszubringen, nicht fehlen ließ, machte ich auch rasche Fortschritte und gewann schon bald etwas Beifall und auch Geld, daß ich meinen Eltern davon schicken konnte. Zufrieden in mir selbst aber machte mich das nicht. Es war ein zahmes Tun, wobei nur ein kleiner Teil meiner Kraft ins Spiel kam. Und doch, eine Gelegenheit, den ganzen Mann einzusetzen, Gefahren zu trotzen und Mühsale zu bestehen zu einem glorreichen Zwecke, gab es ja nicht mehr. Italien war gemacht, die schweren Kämpfe, durch die es gelungen, lagen hinter mir, und als Friedenssoldat die Waffen nur bei Paraden blitzen zu lassen, das war nicht mein Geschick.

Als es aber wieder Ernst wurde, als wir in Afrika zu tun bekamen, da war ich kein freier Mann mehr.

Sehen Sie, sagte er, indem er auf die Herkulesgruppe deutete, das hier ist mein Schicksal.

Ich bin eines Tages in den Albaner Bergen einem Mädchen begegnet, dessen Wuchs und Antlitz und wie sie ihre Glieder bewegte, mir das Blut heiß durch die Adern trieb. Ich hatte mich damals gerade vergebens nach einem Modell zu einer Brunnenfigur umgeschaut, das schien mir nun wie durch eine besondere Günst des Himmels hier entgegentreten. Sie war die Tochter ehrenwerter Landleute, die eine Oliveta und einen Weinberg besaßen und sich nur eben durchschlugen. Aber ich mochte ihnen Tausende bieten, sie wiesen meinen Antrag, mir das Mädchen zu einem ganz ehrbaren künstlerischen Zweck zu überlassen, mit Entrüstung ab. Da blieb mir nichts übrig, als die Rita zu heiraten.

Ich war nur mit den Augen in sie verliebt. Das Herz aber kam nach. Denn ich konnte mir kein besseres, treueres und liebevolleres Weib wünschen, und das Kind, das sie mir geschenkt, würde vollends jeden anderen mit der stolzen Vaterfreude erfüllen. Und doch — die Arme, die Omphale dem Herkules um den Hals schlingt, drücken ihn schwerer als eine eiserne Fessel.

Er sprang auf und ging ein paarmal mit hastigen Schritten in dem kleinen Raume auf und ab. Dann stand er mit düsterer Miene, in dem dichten Haar wühlend, still und sagte mit den Zähnen knirschend:

Maledetto! Hier hocken müssen und an Steinblöcken meißeln, während unsere armen Landesfinder im glühenden afrikanischen Sande verschmachten oder für die Ehre Italiens sich von halbwilden Feinden niedermegeln lassen! Und nicht zu ihnen können, weil man Pflichten als guter Bürger gegen Weib und Kind hat! Und ein Gewissen, das einen zurückhält, wenn man alles von sich werfen und tun will, wozu das Herzblut einen treibt und was doch wahrlich kein frevelhaftes Gelüste ist. Denn sein Vaterland zu lieben, mehr

als alles, was einem sonst teuer ist, kann kein Verbrechen sein. Aber freilich, wenn die, die am Ruder sitzen, eine so tolle Politik treiben — jedes Abenteuer mitzumachen, in das sie unser armes Italien verstricken, das wäre das Opfer nicht wert, das ich bringen müßte. Vor dreißig Jahren — als Italien erst noch gemacht werden mußte — da alles im Stich lassen, seine Kunst, sein Weib und Kind — oh! — damals hätte ich leben sollen!

Plötzlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, wie um ein schwarzes Heer von Gedanken wegzuwischen, und sagte mit ruhigerer Stimme:

Verzeihen Sie, Herr, daß ich Ihnen all das Trübselige und Verzweifelte gebeichtet habe. Sie können mir ja nicht helfen. Ich bin zu spät in die Welt gekommen. Ich hätte zur Zeit der Renaissance geboren werden sollen, wo ein richtiger Mann immer die Faust am Dolch hatte, statt sie in der Tasche zu machen. Wenn ich das Leben des Cellini lese, sage ich mir, das war beneidenswert. Aber ich . . .!

Glauben Sie, lieber Freund, verzeigte ich, daß es Cellini nicht doch mehr Freude gemacht hat, seinen Verweis so herrlich zustande zu bringen, als dem und jenem unter seinen Feinden eine *collata* zu verzeihen? Und daß er sich mit Vergnügen von irgend einem Condottiere hätte anwerben lassen, bloß um statt seiner geliebten Kunst das Waffenhandwerk einmal zu versuchen?

Er zauderte mit der Antwort. Wer weiß! sagte er dann, ein wenig unsicher. Wenn er ein großes Italien um sich gehabt hätte und für dessen Ruhm einstehen müssen, vielleicht auch das! Jedenfalls war er ein freier Mann und konnte seinem Herzen folgen, wenn er eingesehen hätte, das sei sein wahrer Beruf.

Der Gehilfe aus dem Atelier nebenan trat ein mit irgend einem Anliegen. Ich verabschiedete mich herzlich von dem Künstler, der mir in der kurzen Stunde so nahe gekommen war, und auch er drückte mir warm die Hand. In vierzehn Tagen, sagte er, denke ich mit der Büste fertig zu sein. Wenn Sie mir dann wieder die Ehre schenken wollen . . .

Ich versprach's und verließ das Haus.

Die Frist war fast verstrichen, auch meines Bleibens in der Anostadt sollte nun nicht länger sein. Am Tage vor der Abreise, übermorgen, wollte ich mein Versprechen einlösen, die Büste noch einmal betrachten und über die Art der Abfindung mit dem Künstler Rücksprache nehmen.

Da saß ich eines sonnigen Nachmittags im Café, in eine italienische Zeitung vertieft, ohne sonderliches Interesse, da mich die Parlamentsverhandlungen wenig kümmerten, als mein Blick plötzlich auf eine Spalte fiel, in der ein ausführlicher Bericht über eine erst kürzlich vorgefallene Räubergeschichte zu lesen war.

Sie hatte in den Abruzzen gespielt, in der Nähe eines Klosters, dessen Name mir fremd war. Desto bekannter klang mir der Name der Dittschast, deren Einwohner durch die verwegenen Streifzüge der Bande seit einem halben Jahre beunruhigt worden waren. Es handelte sich in der Tat um den Geburtsort meines jungen Meisters, und der Anführer hieß Calabresino.

Er habe, hieß es, sobald er seine zwölfjährige Galeerenstrafe verbüßt, sich sofort wieder in die ihm wohlbekannte Gegend gewendet und sein altes verbrecherisches Gewerbe wieder aufgenommen, jetzt mit um so größerer Wildheit und Ausschweifung, weil er Rache zu nehmen gedachte an denen, die damals zu seiner Gefangennahme mitgeholfen hatten. Diesmal aber habe die Regierung sofort wirksame Mittel ergriffen, ihn unschädlich zu machen. Doch sei es selbst dem ansehnlichen Aufgebot der bewaffneten Macht Monate lang nicht gelungen, des tollkühnen Gesellen und seiner Helfershelfer habhaft zu werden. Sie seien jedes Schlupfwinkels in dem unzugänglichen Felsgebiet kundig gewesen, und die Einwohner hätten

dem Gefindel sogar Vorschub geleistet, von den Drohungen des Anführers eingeschüchtert.

Erst vor acht Tagen habe der Streifzug gegen den Calabresino zu einem glücklichen Erfolge geführt. Ein aus der Gegend gebürtiger junger Mann — ich las mit Entsetzen den Namen meines Freundes — habe es nicht länger ertragen, seine Heimat in der Gewalt der rachsüchtigen Gesellen zu sehen, und sei von Florenz aufgebrochen, um den Truppen zu Hilfe zu kommen. Durch seine kluge und energische Organisation des Gebirgskrieges sei es denn auch in kurzem gelungen, die Bande in einen Hinterhalt zu treiben, aus dem kein Entkommen war, alle Mordbuben hätten teils den Tod gefunden, teils sich ergeben, auch der Anführer, der Calabresino, habe dem wütenden Angriff des löwentartigen jungen Künstlers erliegen müssen, doch erst nachdem er selbst in verzweifelter Verteidigung Mann gegen Mann seinem Gegner das Messer ins Herz gestochen.

Noch am selben Abend sei der treffliche junge Mann verschieden, mit ihm eine Hoffnung der Kunstwelt Italiens zu Grabe getragen worden.

Ich war tief erschüttert.

Die furchtbare Nachricht ging mir so nah, als hätte sie einen Freund betroffen, mit dem ich Jahre lang verbunden gewesen war.

So hatte der Unglückliche denn doch alles, was das Leben ihm Schönes und Freundliches bot, weggeworfen, um in seinem vermeintlichen „wahren Beruf“ zu sterben. Nicht die weichen Arme seines jungen Weibes, nicht das Lallen seines Kindes hatten ihn zurückhalten können. Seine Kunst, sein junger Ruhm galten ihm nichts gegen den leidenschaftlichen Drang, Leib und Leben daranzusetzen, um, wie der alte Halbgott, das Land von Ungeheuern zu säubern.

Ich sah eine Weile und sann den wunderbaren dunklen Fäden nach, die die Geschicke der Menschen lenken. Dann erhob ich mich, verließ das Café und schlug den Weg nach der Werkstatt ein, deren Meister mich nun nicht mehr an seiner Schwelle begrüßen sollte.

Auf mein Anpochen mit dem Türhammer öffnete sich im oberen Stock, wo die Wohnräume lagen, ein Fenster, eine Dienerin streckte den grauhaarigen Kopf heraus und fragte mürrisch, was ich suche. Der Herr sei tot. Auf meine Frage nach der Frau antwortete sie kurz angebunden, die sei im Garten, empfangen aber niemand. Dann schlug sie das Fenster zu und ließ mich unten stehen.

Ich konnte mich aber nicht entschließen fortzugehen, ohne sie gesehen und mich erkundigt zu haben, ob sie nicht irgendwie meines Beistandes bedürfe. Auf's Geratewohl suchte ich die Tür des Ateliers zu öffnen; sie gab wirklich meinem Drucke nach, und ich trat aus der hellen Sonne in den düsterlichen Raum, aus dem ein kühler Steingeruch — wie aus einer Gruft wollte mir's scheinen — mir entgegenwehte.

Niemand war drinnen. Das marmorne Grabdenkmal, an dem vor zwei Wochen der Gehilfe gearbeitet hatte, sah mich an, wie wenn es nun seine Bestimmung gewechselt hätte und dem gehörte, der es geschaffen, der ja auch im blutigen Kampf gefallen war. Die Büste der deutschen Frau stand auf ihrem Postament, nun ganz vollendet. Ich hielt mich aber nicht dabei auf, sondern ging in das kleinere Gemach, wo die Herkulesgruppe stand. Sie war mit dem grauen Tuch bedeckt. Doch wie ich einen Zipfel davon aufhob, sah ich, daß der Ton ganz eingetrocknet und schon rissig geworden war. Seit den acht Tagen, da die Trauerkunde in das Haus gekommen war, hatte niemand daran gedacht, die Umhüllung frisch anzuseuchen. Das herrliche Werk ging seinem Verfall entgegen.

Doch auch dabei verweilte ich nicht. Es trieb mich zu der Unglücklichen, die ich vor kurzem in diesem Raum in der Fülle der Schönheit und des Glückes gesehen hatte. Ich brauchte nicht lange mich nach ihr umzusehen.

Im Gärtchen, nahe am Hause, fand ich sie, im Schatten eines Granatbaumes auf dem Grasboden kauend, vor ihr auf einer ausgebreiteten Decke das Knäbchen schlafend, nur mit einem leichten Tuch zugebedt, aus dem, da es so heiß war, die Beinchen sich frei gemacht hatten. Die Mutter schien es nicht zu achten. Sie selbst war nachlässiger gekleidet als damals, eine Flechte ihres Haares hatte sich aus dem schweren Netz im Nacken gelöst, die Ärmel hatte sie hoch aufgestreift, die Füße steckten nackt in den ausgetretenen Hausschuhen. So hockte sie am Stamm des Bäumchens, den Blick auf das Kind geheftet, und sang mit leiser Stimme ihr Nanna nanna, während ein Bäckelchen im Wipfel eines Olivenbaumes dazu zwitscherte.

Als ich mich näherte, schien der Klang meines Schrittes sie aus einem tiefen Traum aufzuwecken, doch nicht so ganz, daß sie mich wiedererkannt hätte, denn ihr irrer Blick sah star zu mir auf. Dann aber rührte sich das Kind, stieß die Decke vollends zurück und fing kläglich an zu weinen. Sogleich nahm sie es auf ihren Schoß mit leisen, liebfolgenden Worten, öffnete das Hemd über ihrer linken Brust und legte den Knaben daran, der rasch zu wimmern aufhörte und begierig zu saugen anfang.

Meine Gegenwart hatte die Frau, so schien es, völlig vergessen. Denn scheu und züchtig, wie sie mir zuerst begegnet war, hätte sie jetzt gewiß nicht Schulter und Busen meinen Blicken preisgegeben. Ich erkannte mit tiefer Bewegung, daß der Armsten, seit sie ihren Gatten verloren, die ganze Welt wie in einen Abgrund versunken und nur die Sorge für ihr Kind lebendig geblieben war.

Ich wagte es trotzdem, noch einmal zu versuchen, ob die Dämmerung ihres Bewußtseins aufzuhellen wäre. Aber der

verständnislose Blick, mit dem sie auf meine leise Anrede mich ansah, das traurige Lächeln, als sie dann wieder auf den Säugling blickte, ließen mir keinen Zweifel, daß jede Bemühung vergebens war. So wandte ich mich hinweg und ging durch die beiden Atelierräume wieder auf die Straße hinaus.

Draußen aber zauderte ich noch. Ich überlegte, was sich tun ließe, um die Zukunft der Armsten und ihres Kindes zu sichern, nachdem ihr Schützer und Versorger sie verlassen hatte. Ich wollte eben den Klopfer rühren, als ein schwarzgekleideter alter Herr sich dem Hause näherte. Er sah mich verwundert an; doch als ich mich zu erkennen gab, schüttelte er mir freundlich die Hand und nannte mir meinen Namen. Es war der Verwandte der Mutter, von dem mir der Künstler gesprochen, der Baumeister, der ihn als Jüngling zu sich nach Florenz genommen und zum Bildhauer erzogen hatte. Die Tränen standen ihm in den guten alten Augen, als er mir von seinem Gram um das verlorene junge Leben sagte: Was hätte die Welt nicht noch von ihm zu sehen bekommen, wenn er sein Blut hätte jügeln können! Ma era mezzo matto. So sind sie alle in unseren Bergen, und mancher endet nicht besser. Aber um keinen wär's so schade wie um ihn.

Wir haben ihn bei dem Kirchlein begraben, zu dem er die Steine behauen hat. Die arme Rita, seine Frau, werde ich zu ihren Eltern nach Albano zurückbringen. Es ist dort schön, und sie wird mit ihrem Kinde in der Heimat gut aufgehoben sein. Aber lachen und sich der Sonne freuen, wird sie nie mehr. In ihrem Innern ist etwas gebrochen, was nie mehr heilen wird.



**Eugen Richter.** (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Selten werden wohl einem Manne, der in seinem Leben so heftig angefeindet war, in seinem Tode so herzliche, warmempfundene — aufrichtige Trauerworte nachgesprochen werden, wie es Eugen Richter geschieht. Das Leben dieses großen Parlamentariers war Kampf; seiner Natur eignete in erster Linie eine starke kritische Begabung; er sah Feinde ringsum. Er hat die Feinde ehrlich gehaßt, er hat sich mit ihnen auf den großen parlamentarischen Schlachtfeldern getummelt, er hat sie verlegt, wo sich ihm eine Blöße bot. Dann schlug ihn schwere Krankheit. Aber der Schild seiner Ehre war rein, und so kommt es, daß Eugen Richters Tod nur Empfindungen echter Trauer und ehrlicher Bewunderung für seine großen Eigenschaften erweckt. — Eugen Richter wurde am 30. Juli 1838 in Düsseldorf geboren. Er studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte und war in den Jahren 1859—64 bei der Regierung in Düsseldorf als Referendar und Assessor tätig. Dann trat er aus dem Staatsdienst aus und ging nach Berlin, wo er sich der Politik zuwandte. Im Jahre 1867 wurde er in den Norddeutschen, 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Sein preussisches Landtagsmandat, das er im Jahre 1869 erhielt, legte er kurz vor seinem am 10. März erfolgten Tode nieder. — Das Leben Richters wäre also wenig bewegt gewesen, wenn er nicht eben innerhalb dieses stillen Lebensweges eine ungeheure geistige Kraft und Regsamkeit bewiesen hätte. Seine große Bedeutung lag nicht auf dem eigentlichen parteipolitischen Gebiet. Er hat als Führer der Fortschrittspartei der Deutsch-freisinnigen Partei mehr Fehlschläge als Erfolge erzielt. Merkwürdig — er, der Parlamentarier, der in der Kraft des rednerischen Ausdrucks, in Witz und Gestaltungskraft, in Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart, vor allem aber in seiner tiefen Kenntnis aller finanztechnischen Dinge seines Gleiches fand — er verstand es mit all diesen Begabungen nicht, seine Partei groß und stark zu machen. Und doch hat er dem Vaterlande große und unvergleichliche Dienste geleistet. Seine Kenntnisse des Budgetrechts, sein scharfer

logischer Verstand machten seine kritische Mitarbeit an den Etatsberatungen in höchstem Grade wertvoll, zwangen ihm die Bewunderung und auch die Dankbarkeit derer ab, die seinem Parteifähnlein wohl nicht zu folgen vermochten, aber die Lauterkeit und Treue seines Charakters ehrten und liebten. Und diese Selbstlosigkeit und Pflichttreue hat es vermocht, daß die Freunde, an der Gruft Richters trauernd, schweigen können, da die Feinde ehrlich anerkennen und preisen, was Eugen Richter dem Vaterland war.



J. Graub, Berlin, phot.  
Eugen Richter †.

**Die Garden bei Waterloo.** (Zu dem Bilde auf Seite 251.) Gibbs berühmtes Gemälde, das wir unseren Lesern heute zeigen, hat seinerzeit in der Weltausstellung in St. Louis wegen seiner ganz hervorragenden und großartigen malerischen Eigenschaften die ungeteilte Bewunderung der Beschauer erregt. Es stellt einen der aufregendsten und wichtigsten Vorgänge während der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1815, dar, die Verteidigung des Schlosses von Hougomont durch Sir James Macdonell. Alle Tore des Landschlösschens waren verbarribadiert und gegen einen Ueberfall gesichert, nur das Stadttor nicht. Und gerade gegen dieses richtete sich der Vorstoß der französischen Uebermacht. Schon ist es den Franzosen gelungen, den einen Flügel aufzustößen, da zwingt die todesmüthige Besatzung — bestehend aus den Coldstream und Scotts Guards, die die zweite Brigade von General Cooks Division bildeten — den Feind, um ein paar Schritt breit zurückzuweichen, die Torflügel werden von neuem geschlossen, der Angriff ist abgewiesen. Wellington erkannte die Bedeutung dieses Augenblicks an; denn er sprach den Preis von 500 Pfund, der für den „bravsten Soldaten der britischen Armee bei Waterloo“ ausgesetzt war, Sir James Macdonell zu, und dieser wieder gab das Geld dem Serganten John Graham, der mit eigener Hand das Tor geschlossen hatte. Erst gegen Abend endete das blutige Ringen gegen die Welt-herrschaft des Korjen, als Blücher mit seinen Kolonnen pünktlich seiner Zusage gemäß auf dem Schlachtfeld eintraf und den Sieg entschied.

**Fraulein Alice Salomon.** Eine der sympathischsten Erscheinungen der modernen Frauenvwelt, eine Vorkämpferin für Frauenbildung und

Frauenrecht, Fräulein Alice Salomon, hat am 5. März an der Berliner Universität ihr Doktor-examen gemacht und wurde zum Dr. phil. ernannt. Die Promotion erfolgte auf Grund einer umfassenden Arbeit über die Lohnverhältnisse weiblicher und männlicher Arbeiter — ein Gebiet, das Fräulein Salomon wie wenige beherrscht, auf dem sie seit Jahren Material gesammelt hat. Unseren Leserinnen ist die jüngste Berliner Doktorin keine Fremde, schreibt Fräulein Salomon doch für die „Welt der Frau“ fortlaufend Artikel über soziale Fragen, die sich durch eine wohlthuende Klarheit und Mäßigung auszeichnen.

**Das Grubenunglück in Courrières.** (Mit den nebenstehenden Abbildungen.)

Der Fortschritt der menschlichen Kultur geht über eine blutbedeckte Bahn. Die schwarzen Diamanten, die heraufgeholt werden, um Licht und Glanz über die Welt zu breiten, Wärme und Kraft in die Aern der Welt zu leiten, sie sind die Ursache ewig sich erneuernder Leiden, immer erneuten Schmerzes und Jammers. Das Grubenunglück in Courrières bei Lille am 10. März, das mehr als 1300 Opfer gefordert, ist wohl die größte aller derartigen Katastrophen, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Die Ursachen sind in ihrem völligen Umfang bis heute noch nicht geklärt. Fest steht, daß der Brand, der schließlich eine ungeheure Explosion zur Folge hatte, schon mehrere Tage lang gedauert hat. Indes sind derartige Brände durchaus nicht selten. Herr des Feuers kann man gewöhnlich nicht werden, und die einzige Möglichkeit ist, diese Brände zu lokalisieren, indem



Gerettete Bergleute, die sich nahe am Eingang zur Kohlengrube befanden.

man alle Zugänge zu dem Brandherd vermauert. Auch das ist diesmal gechehen. Aber es scheint, als ob die Vermauerungen nicht fest genug waren. Am Tage des Unglücks waren 1800 Arbeiter eingefahren, und nur wenig über 400 fanden den Weg zurück zum Licht. Wohl kam Hilfe von allen Seiten, und auch eine deutsche Hilfskolonne aus Gelsenkirchen in Westfalen ist an den Schauplatz geeilt und hat dort unter außerordentlichen Anstrengungen geholfen. Brandmeister Hugo Koch ist mit jenen deutschen Mannschaften denn auch in Courrières sehr herzlich empfangen worden, und die französischen Blätter bezeugen, daß diese braven Leute Großartiges leisten. In der Tat sind ja auch die deutschen Hilfsmannschaften in ganz hervor-



Ankunft der westfälischen Hilfsmannschaften.

Gerardin und Saint-Hilaire, sowie Arnould zu hören und die Kunstschätze in den wundervollen Galerien des Louvre zu studieren. Auch den Studienaal der kaiserlichen Bibliothek besuchte er oft, um sich in die Sänge der provençalischen Troubadours zu vertiefen und sie ins Deutsche zu übertragen. Ausgebildete Reisen in Italien bestärkten seine Neigung zu den schönen Künsten. In die Heimat zurückgekehrt, begann er die Schillerischen Dramen in melodramatischer Art für den Konzertsaal zu bearbeiten und wurde durch diese Art literarischer Tätigkeit von selbst zu eigener dramatischer Arbeit gedrängt. Aus der großen Reihe seiner Werke nennen wir nur ein paar: „Deutschlands Erwachen“ 1861, „Delmat und Fremde“ 1864, „Der Herzog von Anland“ 1871, „1813“, die Tragödien „Hiero“, „Alarich“, „Das Fest zu Bayonne“, verschiedene Schau- und Festspiele usw. Am bekanntesten ist Bunge

ragender Weise ausgerüstet und ausgebildet. Es sind nicht Bergarbeiter, die gewissermaßen nebenbei auch im Rettungsdienst erprobt sind, sondern sie sind ähnlich wie unsere Berufsfeuerwehren organisiert. Die Vorbereitung für den Rettungsdienst ist ihre einzige Arbeit, und sie werden dabei von sachmännlichen Kräften geleitet.

**Rudolf Bunge.** (Mit dem nachstehenden Bildnis.) Der zum 27. März bevorstehende 70. Geburtstag des Kunsthistorikers und Schriftstellers Rudolf Bunge ist auch für die „Gartenlaube“ ein Freudentag, gehört Bunge doch zu ihren ältesten und treuesten Mitarbeitern. Auf den Wunsch seines Vaters, eines Göttinger Industriellen, sollte er in Paris Chemie studieren; er benutzte jedoch 1856 seinen Vater er Aufenthalt, um die historischen Vorträge der Professoren Saint-Marc die literarischen des Professors



Prof. Arch. Götting. phot. Rudolf Bunge.



Das Publikum am Eingang der Kohlengrube. Vom Grubenunglück in Courrières.

wohl durch sein Libretto zu Viktor Reblers Oper „Der Trompeter von Säckingen“ geworden.

**Wilhelmine von Sillern.** Wohl manche von den vielen, die der rühmlich bekannten Dichterin Stunden voll Anregung und Genuß verdanken, werden mit Bewunderung erfahren, daß Wilhelmine von Sillern in diesen Tagen schon die Feier ihres 70. Geburtstages begehen konnte. Am 11. März 1836 ist die Verfasserin der „Geier-Wally“ und des in der „Gartenlaube“ mit so regem Beifall aufgenommenen Romans „Aus eigener Kraft“ als Tochter der weitbekannten Bühnenschriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer in München geboren. Schon in jungen Jahren errang sie als Bühnendarstellerin große Erfolge. Bald aber zog sie sich von der Bühne zurück, um in der Folge nur ihrer schriftstellerischen Tätigkeit zu leben.

**Georges Clémenceau** ist die markanteste Persönlichkeit des neuen französischen Kabinetts. Obwohl er seit Jahrzehnten als Abgeordneter, als Senator und als Publizist eine führende Rolle in der Republik gespielt hat, ist er jetzt zum erstenmal in den Besitz eines Ministerportefeuilles gelangt. Schon vor sieben Jahren war er mit Floquet zusammen Kandidat für den



W. Dittmar, München, phot. Wilhelmine v. Sillern.

Posten des Kammerpräsidenten. Damals hatte er es seiner Jugend zuzuschreiben, daß er nicht gewählt wurde, denn er erhielt ebenso viele Stimmen wie sein Gegenkandidat und unterlag ihm nur, weil nach der Geschäftsordnung der französischen Kammer in solchem Falle der Ältere den Sieg davonträgt und er einige Tage jünger war als Floquet. Nächst Zola war er der tatkräftigste, geschickteste und erfolgreichste Streiter gegen den parteipolitischen Zutrittmord, mit dem sich die Republik am Ende des vorigen Jahrhunderts befecht hatte. Zola und ihm hat Dreufus in erster Linie seine Befreiung zu verdanken. Die von ihm geleitete Zeitung „Aurore“ gelangte in diesem Kampf zu einer über die Grenzen Frankreichs weit hinausgehenden Bedeutung. Das Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche hat er mit einer fast fanatischen Leidenschaft verteidigt. Darum bestand er auch darauf, daß ihm das Ministerium des Innern übertragen wurde. Zu dem Sturze Delcassés hat er nach Kräften beigetragen, und daß er von dem fanatischen Deutschenhaß der Nationalisten nichts



G. From, Paris, phot. Georges Clémenceau.

wissen will, hat er auch dadurch bewiesen, daß er regelmäßiger Mitarbeiter eines führenden, drei-bundfreundlichen Blattes Österreichs geworden ist.

**Jessie White Mario,** die begeisterte englische Vorkämpferin der italienischen Einheitsbewegung, Garibaldis Freundin, die Gattin des Mazzinianers Alberto Mario, ist im Alter von 73 Jahren in Florenz Anfang März gestorben, wo sie an einem Lehrerinnenseminar die englische Sprache lehrte. Sie gehört zu den zahlreichen englischen Frauen, die sich wie Elisabeth Browning, über die Fremdherrschaft entrüsteten, unter der das zerstückelte Italien leuzte, und die mit ihrem großen Landsmann Gladstone das Regiment der Bourbonen für die „Regation Gottes“ hielten. Im Jahre 1854 begegnete sie Garibaldi und wurde, wie so viele, die in seine leuchtenden Augen schauten, von seiner bezwingenden Persönlichkeit so

bezaubert, daß sie ihr ganzes Leben den Idealen des großen Helden aus Nizza weihete. Sie wirkte als Schriftstellerin und Wanderrednerin für die italienische Einheit und entfaltete dabei ein so stürmisches Temperament, daß Marco Momier sie, obwohl er mit ihr befreundet war, zur Heldin einer neapolitanischen Novelle satirischen Charakters machte, der er den Namen „Miß Uragan“ (Fräulein Ungewitter) gab. In Genua wurde sie im Jahre 1857 verhaftet und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, weil sie sich im Bann Mazzinis an der verunglückten Verschwörung vom 29. Juni beteiligt hatte. Im Gefängnis lernte sie Alberto Mario kennen, heiratete ihn nach ihrer Freilassung in England und wirkte dann mit ihm gemeinsam in Amerika für die italienische Sache. Nach der Erhebung des Jahres 1859 kehrte sie nach Italien zurück und begleitete Garibaldi als Krankenpflegerin auf dem Zuge der Tausend nach Sizilien und den Feldzügen von 1866 im Trentino, von 1867 und 1870/71. Sie schrieb eine sehr verbreitete Biographie Garibaldis, eine Beschreibung des Garibaldinischen Feldzuges nach Frankreich und das Leben Giuseppe Mazzinis. Im Jahre 1883 starb ihr Gatte. Seitdem widmete sie sich dem Lehramt und

schriftstellerischen Arbeiten. Wenn man von den edlen, opfermütigen Frauen spricht, an denen die italienische Einheitsbewegung so reich ist, wird ihr Name immer mit Ehren genannt werden.

**Das Opossum.** (Zu dem untenstehenden Bilde.) Schön ist das Geschöpf durchaus nicht, das wir in gelungener naturgetreuer Abbildung unseren Lesern vorführen. Es zählt zu der Familie der Beuteltiere. Der Körper ist plumpe gebaut, der Kopf läuft in eine spitze Schnauze aus, der kräftige, bis 30 Zentimeter lange Schwanz ist nur an seiner Wurzel behaart. Das Fell zeigt eine schmutzige gelblichweiße Färbung, nur die Beine erscheinen dunkler. Nordamerika, von Mexiko bis zu den großen Seen Kanadas, ist die Heimat des Opossums. Hier lebt es mit Vorliebe im Dunkel der Wälder und Gebüsche, da es das helle Tageslicht scheut. Auf den Bäumen versteht es ziemlich geschickt zu klettern, wobei ihm der Schwanz gute Dienste erweist. Es ringelt ihm um die Zweige und kann sich damit so festhalten, daß es manchmal stundenlang herabhängt.



Montabone, Florenz, phot. Jessie White Mario.

In der Not begnügt es sich mit Pflanzennahrung, mit jungen Schößlingen, Wurzeln und Beeren, aber nach Fleisch ist es besonders lüsterig. So stellt es überall kleineren Säugtieren und Vögeln nach und plündert die Nester. Blut geht ihm aber über alles, es schlürft es gierig wie unier Marder, bis es im Bluttrauch liegen bleibt. Diese Tier verleiht es, das schlüpfende Dunkel der Wälder und Hecken zu verlassen und Hünerställen und Taubenschlägen der Farmer unliebsame Besuche abzusuchen. Es mordet hier mehr, als es verzehren kann, und darum ist das Opossum überall verhaßt und wird eifrig verfolgt. Nur selten setzt es sich einem überlegenen Feinde gegenüber zur Wehr und wird um so leichter bewältigt, als es auf dem Boden ziemlich unbeholfen ist. Hart bedrängt rollt es sich zu einer Kugel zusammen und bleibt dann wie tot liegen.



Opossum mit seinen Jungen. Copyright by Underwood & Underwood, London & New York.

### Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt das erste Quartal dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“; wir ersuchen die geehrten Leser, ihre Bestellung auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen. — Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß der Bezugspreis (2 Mark für die Ausgabe ohne bei der Post anzuzeigen werden, sich um 10 Pfennig erhöht.

Einzelne Nummern bzw. Hefte der „Gartenlaube“ liefert auf Verlangen gegen Einsendung von 25 bzw. 55 Pfennig in Briefmarken direkt franko die Verlagsbuchhandlung:

**Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.**

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.